

# Illustrirte Frauen-Zeitung.

Ar. 5.

Wöchentlich eine Nummer.  
Vierteljährlich 21 M.

Berlin, 27. Januar 1889.

Große Ausgabe mit  
allen Kupfern: 4¼ M.

XVI. Jahrg.

## Isa von Pogwisch.

Novelle von Hermann Heiberg.

(Fortsetzung.)

„Und Du liebst das Mädchen, die Jünger Karls-  
holm, Vetter?“ fragte Henning, das Ge-  
schehene des Näheren erörternd, forschend,  
und strich den rothen Bart.  
„Ja,“ erwiderte Andreas Bernstorff  
mit tiefem Ernste und rückte, um gleichsam das Bekennt-

niß seiner Seele durch einen abermaligen Trunk zu  
erleichtern, seinem Verwandten zum Einschenken den  
silbern ciselirten Becher hin.

Und „Ja,“ wiederholte er. „Ich liebe sie mit  
solcher Innigkeit, daß ich demjenigen meine Seele ver-  
schreiben könnte, der mir schon heute das Mädchen in  
die Arme führte!“

„Hm, — hm,“ machte Henning, und ein eigen-  
thümlich lauernder Zug flog über seine Züge. „Da  
heirathe sie doch! Wer hindert Dich daran?“

„Wer mich daran hindert?“ gab Andreas überrascht  
zurück und sah seinen Vetter in die nun wieder ruhig  
blickenden Augen. „Bin ich doch der Krähe Zwilling-  
bruder draußen auf dem Felde, — habe weder Heimath  
noch Geld!“

„Bah!“ stieß Henning heraus, schenkte den letzten  
Nest aus der Flasche und befahl neuen Wein, in-  
dem er mit hartem Hacken-Stoße die eichene Diele be-  
arbeitete, welchem Rufe der draußen wartende Hans  
Thorde sogleich Folge leistete.



Die Molkerei „Victoria-Park“ zu Berlin. Von H. Wagner. — Siehe Seite 19.



„Dein Vater, der Staller, Andreas, hat so viel Geld, daß er den Markt-Platz in Hujum dreimal mit dänischen Speciesthalern pflastern kann. Und einste hört Dir ja doch Alles, — so fordere es jetzt!“

„Du willst Deinen Spott mit mir treiben,“ erwiderte Andreas fast unmutig. „Mein Vater? — Eher fällt der Mond in die Nordsee und badet sein bleiches Gesicht, als daß mein Vater in solche Verbindung willigt, und eher schlägt er sich die Hand ab, als daß er von seinem Willen läßt.“

„Du meinst?“

„Er will, ich soll die Universität absolviren, und wenn's geschehen und ich im Amte bin, mich umsehen unter dem vornehmen Adel im Lande. Jsa von Pogwisch wäre nach seinem Sinne. Eben verließ sie uns mit ihrer Mutter; sie waren gekommen, um meines Vaters Geburtstag zu feiern, zu dem ja auch Du, Henning, Gruß und Präsent sandtest. Meine Mutter hat sie nicht minder in's Herz geschlossen, als er, und wahrlich, wenn's nicht Juge Karsholm wäre, sie erschiene mir als der Stern am Himmel meines Glückes!“

„Ja, ja! ich weiß!“ stand in Henning's Zügen geschrieben, und seine Lippen zitterten und schienen dieselben Worte mit heißem Grimme zu wiederholen. Aber Andreas sah's nicht, denn eben freischte der gelbe Papagei mit dem rothen Kopfe: „Hüte Dich, — hü—te Dich —“ klang's unheimlich mahnend aus der Kehle des Thieres.

Henning sprang empor und warf ein schweres, buntgewirktes Tuch über das Bauer.

„Schlaf, Unke! Schweig bei der Nacht!“ rief er, trat zornig wieder an den Zechtiß, schenkte Andreas ein und sagte, sich zurücklehnd und unter dem hell zugewandten Lichte des Gastes Züge beim Sprechen beobachtend:

„Neden wir einmal anders, Andreas. Du weißt, ich halte von Dir so viel, als siehst Du mein Bruder, und ich möchte Dich glücklich machen. Auf Ragenholm biete ich Dir Wohnung und Lebens-Unterhalt, wie es ein Edelmann braucht. Du magst hier, da ich meistens fort bin, nach dem Rechten sehen. Ich unterweise Dich, und mit meiner Leute Hilfe wirst Du mir den Besitz verwalten, als sei ich's selbst. Das Schloß hat herrliche, wohlgeingerichtete Gemächer. Nur die Fenster und Thüren braucht man aufzustößen, um Staub und Motten in die Flucht zu jagen. Da kannst Du schalten und walten mit Juge Karsholm, und den Priester schaffe ich Dir auch, der Eure Hände in einander legt.“

Mit ungemeinem Erstaunen hörte Andreas, was sein Verwandter sprach, und fand auch nicht gleich eine Antwort.

„Du malst schöne Bilder an eine helleuchtende Wand!“ stieß er endlich heraus. „Man könnte glauben, die Nacht sei im Wagen über uns gekommen und gaukelte mir süße Träume vor!“

„Keine Träume, Wirklichkeit, wenn Du willst,“ entgegnete Henning, schob den Eichentuhl vom Zechtiß mit scharf polterndem Geräusch und streckte die starken, fast plumpen Beine seiner mächtig gedrunghenen Gestalt von sich.

„Ich mache nur eine Bedingung!“

„Eine Bedingung?“ gab Andreas, nun endlich aufmerkamer werdend, zurück, und seine schwarzen Augen hefteten sich mit unruhiger Spannung auf die verschlossenen Züge seines Veters.

Aber bevor Henning Bockwald Antwort zu geben vermochte, sprang plötzlich sein riesiger Hund Olaf unter dem Tische hervor und bellte so fürchterlich, als sei ein böser Geist in's Zimmer geschlichen.

„Ah, — Bestie!“ rief Henning wüthend bei der abermaligen Unterbrechung, und ein Fußtritt traf das erschreckende und sich knurrend zurückziehende Thier. „Was heult Ihr Alle! Schlaf! Es ist Nachtzeit. — Am Tage geht Euren Grillen nach!“

„Wohl,“ begann er dann abermals. „Ich mache zur Bedingung, daß Du Jsa von Pogwisch entsagst für alle Zeit und mir das schriftlich giebst in aller Form Rechtens!“

Andreas warf das Haupt zurück und sah seinen Vetter fast mit einem Ausdruck des Schreckens an.

„Auf Jsa, — verzichten, — und schriftlich geben —? Ich verstehe nicht, Vetter. Erkläre mir. Welchen Werth hat das für Dich?“

Da erhob sich Henning von Bockwaldt, stieß die breite Brust heraus, wühlte mit der Rechten in dem rothen Barte und sagte:

„Ich war um sie dieser Tage, als ich in Kiel war! Was Du verschmäht, das liebe ich! — Ich merkte ihr an, daß ihr Herz mit einem Anderen beschäftigt sei, und ich vernuthete, daß Du's wärest, der mit den schwarzen Augen sie umstrickt. Sieh, wenn ich vor sie hütreten und ihr sagen kann: —“

Doch Andreas unterbrach des hastig Sprechenden Rede in fast überhehrlicher Offenheit:

„Gemach, Vetter,“ fiel er ein. „Ich möchte Dich vor einer Enttäuschung bewahren. Jsa weiß, daß ich

Juge Karsholm liebe und daß ich sie zu meinem Weibe machen will.“

Aber Henning Bockwald bewegte unter dem üppigen, struppigen Barte nur die Lippen, und Andreas' Rede machte durchaus nicht den Eindruck auf ihn, den Jener erwartet zu haben schien.

„Was kriecht nicht über den Strand und verfehlt doch den Weg,“ gab er zurück. „Männer und Frauen haben ihre Launen wie der Wind. Was Deine Feder aber schreibt, das wirst Du halten; ich weiß es, und erst dann steigt Hoffnung, mit Sicherheit verbunden, für mich selbst auf.“

Andreas wollte abermals seinen Verwandten unterbrechen: eher schmiedete man Berg und glühend Eisen zusammen, als Henning Bockwald und Jsa von Pogwisch. Aber der Einwand, der sich ihm auf die Lippen drängte, konnte verkehrt gedeutet werden, und so schwieg er; dann sagte er nur:

„Du mußt's wissen, Henning, da Du sie sprachst! Und so sage ich Dir denn: wenn Du mir Hilfe leihst, jag' ich die Jurisprudenz zu allen Teufeln, werde Landmann und will Dir Deinen Besitz verwalten, ehrlich und nach bestem Können. Und wenn ich Juge zum Traualtar geführt, bedarf's keines Schriftstückes. Dein Wille geschieht Dir von selbst!“

„Nein, halt!“ rief Henning und griff wieder nach dem Becher, trank mit scharfem, kurzem Zuge und wischte den triefenden Bart mit einem holländischen Leinentuch ab, das er aus der Brust zog. „Ein Schriftstück verlange ich. Giebst Du es mir, dann setze ich Dich für zwölf Jahre unfündbar ein als meinen Verwalter mit dem Gehalte Deines Vaters, des Stallers, und bedinge mir nur zu meiner Verfügung die Zimmer aus, die ich jetzt bewohne. Wird Jsa mein, will ich, sofern ich nicht im Auslande weile, auf meinem anderen Besitze in Schwansen, in Alshelshof, fortan wohnen.“

Nun knurrte Olaf wieder unter dem Tische, und es schien auch, als ob etwas raschele im Kamin. Aber es war wohl nur der harte Wind, der aufgekommene und durch den Schornstein schnaubte.

„Still, — ruhig, Olaf!“ herrschte Henning. Nun war's wieder still, aber Keiner nahm das Wort. Henning wartete, und Andreas blickte mit ernstern, zerstreuten Augen vor sich hin.

„Nun, Vetter! Was zögerst Du?“

Andreas schüttelte das Haupt.

„Es widersprecht mir, ein Schriftstück zu geben in solcher Herzenssache! Heißt's nicht Schacher treiben? Sie steht mir das Recht zu? Ich kann Dir sagen, und ich halte mein Wort, daß ich auf Jsa verzichte, da ich nur Eine liebe: Juge Karsholm. Das muß Dir genug sein!“

„Gut! So schwöre!“ rief Henning und stellte sich vor seinem Verwandten auf. Es war, als sei ein unheimlicher Geist plötzlich dem Erdboden entstieg und wolle sich eine Menschenseele erkaufen durch Pacten und Listen.

Also war auch Andreas zu Muthe, eine Stimme rief ihm zu: „Thu's nicht, thu's nicht!“ Und „hüte Dich, — hüte Dich!“ glaubte er auch wieder den Papagei schreien zu hören; doch flüsterte wiederum eine andere Stimme: „Juge wird Dein! Auf freier Flur und grünem Felde kannst Du fortan Dein Leben Dir einrichten, auf Deinem Hengst wirst Du Dich tummeln und Hirsche pürschen. Der frohe Hahn wird Dich wecken am Morgen, und die Ruhe, die die Natur ausathmet, wird Dir sanften Schlaf auf die Augen drücken.“ Andreas haßte das Studiren, das Schreiben und Lernen, insbesondere war ihm die spitzfindige Jurisprudenz verleidet.

„Gieb Zeit bis morgen,“ hob er endlich an, „dann will ich Dir künden, was ich will und kann. Und noch eins: sagen will ich's Jsa selbst. Du hast mein Wort, ich spreche für Dich.“

Aus Henning's Augen sprang's, als ob Funken aus heißem Eisen bligen. „Wohl, es sei. Möge die Nacht Dir Gutes einhauchen, mein theurer Vetter. Und habe Dank, — nicht wahr, Du verstehst, daß man Jsa liebt?“

„Ja, ich verstehe,“ sprach Andreas stark betonend, und als nun das Zeichen mit der Hacke wieder ertönte, erschien Hans Thorde mit den goldenen Wandleuchtern und geleitete Andreas Bernstorff hinüber in seine Gemächer. Während er aber in dem seidenen Himmelbett ruhte, hörte er noch im Traume den Papagei schreien: „Hüte, — hüte Dich!“ und das „Schweig, Unke!“ aus Henning's Munde.

Eine halbe Woche nach dem Vorerzählten beschritt Andreas Bernstorff die hohe, geschweifte Sandsteintreppe, die zu dem palastähnlichen Wohnhause der Freiin von Pogwisch in der Holstenstraße zu Kiel führte, und zog zweimal stark an der mit einem kleinen, messingenen Löwenkopfe geschmückten Klingel.

Zwischen Henning von Bockwald und ihm war am

kommenden Morgen nach ihrem Beisammensein verabredet worden, daß er, Andreas, den Bräutwerber bei Jsa für Henning machen, während der Letztere sich nach Hujum begeben solle, um den Staller für Andreas' Pläne zu gewinnen. Ein junger, eifertiger Diener öffnete dem Studenten alsbald die Thür, erklärte aber, daß nur das Fräulein anwesend sei. Günstigeres konnte Andreas nicht geschehen; fast drängend schickte er den Diener mit der Anfrage fort, ob er vor Jsa erscheinen dürfe.

Aber statt des Abgesandten trat sie selbst auf den geräumigen, kalkweiß gestrichenen, mit alten Oelgemälden in schmalen Rahmen geschmückten und mit geschnitzten Schränken versehenen Flur, eilte wie eine Schwester, die den lange entbehrten Bruder bewillkommt, auf Andreas zu und wehrte ihm ab, als er sich auf ihre Hand, der ein zarter Veilchenduft entströmte, herabbeugen wollte.

„Die Freundschaft entledigt sich der förmlichen Ceremonien,“ rief sie. „Willkommen, willkommen, mein lieber Vetter! und ich bitte, tritt in mein Gemach, da plaudert sich's ungestört.“

Unter diesen freimüthigen und zärtlichen Worten zog sie ihn in ein sanft erwärmtes Zimmer nach dem Garten, in das auch eben die Herbst-Mittagsonne ihre Strahlen sandte und alle Dinge in eine helle, das Auge erquickende Beleuchtung stellte.

Das Gespräch, das sich zwischen ihnen entwickelte, behielt auch anfangs den unbefangenen Charakter. Sie scherzten, lachten und neckten einander, wenn auch in ihren Herzen viel Ernstes sich verbarg; aber doch war's nicht gezwungen, sie freuten sich ihres Wiedersehens wie zwei gute Kameraden. Erst als Andreas erwähnte, daß er auf seiner Reise von Hujum die Nacht auf Ragenholm zugebracht, verfinsterten sich Jsa's Mienen, und als er, da er absichtlich das Gespräch auf Henning geleitet, fortfahren wollte, unterbrach sie ihn und sagte: „Neden wir nicht mehr von ihm. Er ist für mich Regen, Sturm, Gewalt, Nacht und Unheimlichkeit zugleich. Schon bei seinem rothen Barte schaudert mich, und wenn ich seine Stimme höre, ist's mir, als ob die Falschheit Gestalt und Sprache angenommen habe.“

Nun war's an Andreas, das Haupt zu senken und wortlos vor sich nieder zu schauen.

„Was ist? Was ist?“ rief die liebliche Jsa erschrocken und griff nach Andreas' Hand. „That ich Dir weh, weil ich meinem Abjehen Worte verlieh? O, verzeih, ich wollte Dich nicht kränken! Sicher hätte mein Mund geschwiegen, wenn ich hätte ahnen können, daß Ihr so enge Freunde seid, — freilich,“ — unterbrach sie ihre Rede, — „wie kann man ihm Freund sein? Ich bitte Dich, Andreas, hüte Dich! hüte Dich!“

Unwillkürlich zuckte der Student zusammen. „Hüte Dich, hüte Dich!“ murmelte er, „rief auch in der Nacht in Ragenholm der gelbe Papagei.“ Dann aber, das Haupt erhebend, sprach er: „Ich will Dir Alles sagen, Jsa, ohne Umschweife. Höre mir zu, wennschon ich Deine Antwort weiß nach dem, was ich eben vernommen. Henning Bockwaldt liebt Dich und möchte Dich zu seiner Frau machen. Er versprach mir, die Wege zu ebnen zu dem Köstlichsten, was mir auf Erden werden kann, wenn ich ihm die Kunde bringen würde, Du seist ihm so wohl geneigt, wie er Dir. Ich konnte nicht wissen, wie es in Deinem Herzen aussah, und da es sich um so Großes für mich handelte, willigte ich ein. Doch ich wiederhole, Du hast mich bereits belehrt, und zum ersten und letzten Male habe ich gesprochen.“

Jsa war bei Andreas' Rede in den seidengeblühten Sessel zurückgesunken und hatte anfangs nur mit stummem Ausdruck dem Inhalte seiner Rede zugehört. Später aber legte sich eine furchtbare Spannung in ihre Mienen und ihr Angesicht erblickte.

Um völlig Klarheit zu gewinnen, umging sie den Kernpunkt der Rede und sagte forschend, mit mühsam fester Stimme: „Er versprach Dir, die Wege zu ordnen zu dem Köstlichsten, was Dir auf Erden werden kann, Andreas? Wie soll ich diese Worte deuten?“

Andreas zauderte, es widerstrebte ihm nur zu sehr, den Handel zu verrathen, den ihm Henning hatte aufdrängen wollen, und nicht sogleich fand er eine zarte Form zur Einkleidung seiner Worte, ja, zuletzt erschien ihm eine Erklärung überhaupt so unmöglich, daß er emporsprang, gleichsam dadurch jeden Zweifel abzuschüteln suchte und ausrief:

„Nein, nein, lassen wir Alles, Jsa! Vergiß, was ich sprach, und glaube mir Eines: lieber möchte ich mir ein Leid anthun, als daß ich Dich auch nur durch einen Gedanken kränken, Dir gar ein Weh zufügen möchte! Du hast Dich gegen Henning entschieden, dadurch ist Allem der Boden entzogen, und es bleibt nichts zurück, als die Bitte, Du wollest mir nicht zürnen, daß ich mich zum Ueberbringer seines Antrages machte!“

Jsa sah vor sich hin, und ihr feiner Körper zog sich in Schmerzen zusammen; was ihr geahnt hatte,



wußte sie nun. Wenn sie sich preisgab, konnte sie ihn, — Andreas, — glücklich machen —

Nun eben trat auch die Freifrau, noch angehaucht von dem frischen Odem der Herbstluft, in's Gemach, und als sie Beide beisammenfand, flog ein Ausdruck von Ueberraschung und Befriedigung zugleich über ihre Züge. Sie überschüttete Andreas, der sich rasch ihr zugewandt und auf ihre Hand herabgeneigt, mit artigen Worten der Bewillkommung. Ueberdies nahm sie bald die Gelegenheit wahr, ihn zu einem Feste zu laden, das sie dem Adel der Stadt und Umgegend in kurzer Zeit zu geben gesonnen war, und stellte die Bitte an ihn, Spiel und Tanz leiten zu wollen.

Isa seufzte leise auf, wandte sich ab und schaute in den Garten. Andreas sah, daß ihr Körper zitterte, und er wußte, was in ihr vorging. Aber um den Eindruck des stattgehabten Gesprächs zu verwischen, verneigte er sich lustig und rief:

„Wenn ich's Ihnen und meiner schönen Cousine recht mache, von Herzen gern! Den ersten Tanz, Isa, nicht wahr, den darf ich mir schon heute erbitten. Wir wollen fröhlich sein, und was durch die Luft weht und uns nicht gefällt, das sei abgethan für immer!“

Sie sah ihn an mit raschem Blicke, aber ihr Lächeln war nur allzu traurig und gezwungen.

Nach diesen Ereignissen waren zwei volle Jahre vergangen. Auf dem Schlosse von Ahlfeldhof, dem Gute Hemming von Vockwaldt's in Schwanen, herrschte unruhiges Leben. Diener liefen die großen Treppen auf und ab. Mägde tummelten sich; in Küche und Keller wirthschafteten die Köche mit ihrem Hülfspersonal bei Braten und Genußen, und Thorde war eben beschäftigt, im großen Saale mit einem Jäger den Tisch zu decken, weißes Leinen darüber auszubreiten und ihn mit blickendem Glas und Silber zu besetzen. Henning gab ein Fest, zu dem er seit Wochen die Einladungen hatte ergehen lassen. Es war das erste seit seiner Heirath mit dem schönen Freifräulein Isa von Pogwisch, mit der er in's Ausland gereist war nach der Trauung, und die er seit zwei Monaten als Herrin nach Ahlfeldhof geführt hatte.

Eben war Henning von einem Spazierritte auf die Vorwerke zurückgekehrt; noch standen die rauchenden und heißen Dampf aus den Rüstern blasenden Pferde, sein eigenes und das des Reitknechtes, vor der Schloß-treppe.

„Der Fuchs hat's an der Fessel! Gleich soll nachgeschaut werden, Christof!“ rief er herrisch dem Diener zu, der just die Thiere abführen und in den Stall ziehen wollte. „Und frag', ob der Vot von Ragenholm zurück ist, ob Antwort eingetroffen vom Grafen Bernstorff?“

Nun wandte er sich in seine Gemächer und erschien eine Viertelstunde später im Zimmer seiner Gemahlin. Isa stand an dem hohen Fenster, das in die tiefe, erkerartig ausgebaute Mauer eingelassen war, und schaute hinaus auf einen von Gebüsch umgebenen Weiher, dessen Wasser sich silbern abhob gegen das Grün einer Wiese.

Die letzten weißen Schmetterlinge gaukelten auf dem stillen Fleck Erde auf und ab, und in den Knicken, die sie einfriedigten, blühte verspätet noch ein rothes Nöslein zwischen Dornen und Nuß. Auch eine kleine Eiche rechte ihr kräftiges Geäst empor und trug dichten Epheu, der sich bis an die Zweige emporgerankt hatte. Hinter der Wiese und dem Weiher lag der Ausläufer eines großen Gartens mit beschnittenen Buchsbaum-Hecken, sorgfältig gehaltenen Wegen und herrlichen, dichten Bosquets. Ueberall war's schön in Ahlfeldhof; ein reicher, wohl der reichste und fruchtbarste Besitz in der ganzen Landschaft.

Oft schien's der Frau keine Wirklichkeit, daß sie die Gattin Hemming von Vockwaldt's geworden, desselben Mannes, der ihr unheimlichen Abscheu eingeflößt schon beim ersten Sehen. Aber als sie noch geschwankt hatte, sich für Andreas zu opfern, war ihr ein Buch in die Hände gefallen, das sie in der Bibliothek ihres verstorbenen Vaters, des einstigen Landmarschalls und Kammerherrn von Pogwisch gefunden, und in dem sie eine Geschichte hochherziger Entfagung gelesen, in der nachstehende Stelle vor ihren Augen aufgegangen:

„Sie redeten von Liebe und wußten nicht einmal, was Liebe war. Da sagte er ihnen: Liebe sei höchstes Wünschen und Verlangen und äußerstes Verzichtn und Entfagen. Jenes sei Leidenschaft, die versliege und zerlege, wie die vom Sonnenstrahl getroffene Wolke, diese sei eine Felsenwand, die selbst die unterirdischen Geister nicht zu erschüttern vermöchten, wenn sie mit ihren furchtbaren Armen die Erdrinde emporzuheben suchten!“

(Fortsetzung folgt.)

## Das neuzeitliche Molkereiwesen in den Großstädten.

Eine hygienische Skizze von Sanitätsrath Dr. Paul Niemeyer.

Siehe das Bild, Seite 17.



Die Kunst des naturgemäßen Lebens nenne ich Tugend, die Tugend des Körpers, und damit den Inbegriff und das Ziel aller practischen Lebensweisheit.“ Mit diesem Satze erhebt der ebenso gelehrte als weltkundige Hofmeister Arzt Dr. Reimann in seinem ausgezeichneten Werke von der Gesundheitslehre diese jetzt vom Streberthume viel umworbene Wissenschaft aus dem Dunstkreise des Laboratoriums wieder auf den ihr ursprünglich von einem Rousseau angewiesenen Sockel. Doch auch als akademischen Lehrzweig behielt ihr unser Altmeister, der kürzlich, — 3. December, — als Siebziger vom ganzen deutschen Volke aus vollem Herzen gefeiert Dr. M. von Pettenkofer mit dem Namen „Gesundheits-Wirthschaftslehre“ solch' höhere Stellung vor. Ich meinerseits rechtfertige bescheidenlich ebenfalls von diesem Standpunkte den von mir bei populärer Schreiberei am liebsten eingeschlagenen Weg: statt mit trockenem Vernistoffe mich und die Leserschaft zu langweilen, den sichtenenden und anregenden Blick in's volle Menschenleben und wie es in seiner Art „wirthschaftet“ zu richten. Beginnen wir mit einem Plauderworte über die Hygieia im Dienste der darstellenden Kunst.

Unter den zahlreichen, behufs leichter Verständigung mit Nebennamen belegten Madonnenbildern suchte ich mir beim Rundgange durch die alte Pinakothek von München das mit Nummer 324 versehene Gemälde von Rembrandt, „Die heilige Familie“, aus, um sie von diesem Standpunkte als die „hygienische Madonna“ zu kennzeichnen; das auf dem Arme der Mutter eingeschlummerte Jesuskind läßt eben die noch freisichtbare Brust los, während das Elternpaar strahlenden Auges sich am Anblicke des „Schlafslings“ weidet, eine Scene, auf die aus unseres Wolftram von Eschenbach's Parival die Schilderung von der Königin Herzogin und ihrem Neugeborenen folgender Kernspruch paßt:

Selber wolt' ihm Amme sein,  
Die ihn in ihrem Schoße trug;  
Sinnig sprach Frau Herzogin:  
Auch die höchste Königin  
Bot ihre Brust dem Jesuskind.

Gewissermaßen das weltliche Seitenstück, aber nicht ohne den Glorienchein einer echten und rechten „Landesmutter“, sah ich auf der Ausstellung italienischer und spanischer Meister im Wintergarten des Berliner Central-Hotels von 1883: Kaiserin Maria Theresia von Oesterreich, einem Straßenkinde die Brust reichend, Modellgruppe von Monari in Bologna (ob und wo mittlerweile in Erz oder Marmor aufgestellt, konnte ich nicht erfahren), ein Stoff, den ich aber schon 1868 von A. Liezenmayer in einem Wochenblatte bildlich dargestellt fand. Als „Gesundheitsheldin“ überhaupt, besonders was Frühaufstehen und Abhärtung gegen Erkältung betrifft, schilderte bereits Frau Ida von Dürringfeld im „Buche der würdigen Frauen“ diese Fürstin von urgermanischem Schrot und Korn. Hier feiere ich sie als Gattin und Mutter, welche in dreißigjähriger Ehe ihrem „Franz“ nicht weniger als sechzehn Kinder, nämlich sechs Söhne und zehn Töchter, schenkte und allesamt selbst stillte. Damit nicht genug, — sie bethätigte sich mit dieser Naturpende eines Tages auch als Mutter des Volkes im wörtlichen Sinne: im Laxenburger Parke, in Begleitung der den Baby Joseph tragenden Wärterin und zweier Hofdamen lustwandelnd, stößt sie am Fuße einer Freitreppe auf ein eingekerkertes dasitzendes Bettlerweib, mit einem vergeblich nach Stille schreienden Säuglinge im Schoße. Ohne Besinnen ergreift sie, trotz der finstern und entsetzt dreinblickenden Begleiterinnen, das Würmchen und legt es an die eigene fürstliche Brust! Daß diese denkwürdige Scene auf dem neuen, großartigen Wiener Theresia-Denkmal nicht wenigstens im Relieffilde verewigt wurde!

Somit und Fests der Kinderstube, — mit dieser Unterschrift zeichnete das schwarze Gegenstück zu diesem Kaiserin-Mutterbilde in zwei hübschen Bildchen in Chodowich's Manier, der mir sonst noch nicht aufgefallene und trotz Nachfrage an der Verlagsquelle nicht näher bekannt gewordene, aber wie es scheint, Berliner Maler Jury; das „Somit“ allerdings noch als packende Illustration zu dem anderen deutschen Kernspruche:

Nur die da fängt, nur die da liebt  
Das Kind, dem sie die Nahrung giebt,  
Nur eine Mutter weiß allein,  
Was lieben heißt und glücklich sein.

Das „Fest“ dagegen zeigt eine junge Mutter mit einem Kinde in der rechten Hand und einem feinsten Tefelhändchen im Schoße, auf dem Boden Zeitungsblätter zerstreut, auf dem Fensterbrette Medicin-Flaschen, vom Säuglinge aber nur die hinter einem Vorhange hervorlugende Wiege!

Den „Besuch bei der Wöchnerin“ malte Herr C. Cap aus Antwerpen in einem auf der Ausstellung der schönen Künste in Brüssel (1887) ausgehängten, von einer bekannten Zeitschrift kürzlich in einem großen Holzschnitte wiedergegebenen Bilde, vom hygienischen Standpunkte ein wahres Hohnbild auf das Gefühl der Mutterliebe in germanischem Sinne! Ein Brunkgemach in einem alterthümlichen Landgutsitze; in einer Nische die Bettstelle mit der durchaus lebensfrischen Wöchnerin, einer Frau Gräfin, welche dem Herrn Grafen endlich den langersehnten Stammbalter bescherte. In seidene Kissen gebettet, richtet sie den laut Text „beseeligten“ Blick auf den Liebling, der seinerseits — an der Brust einer neben dem Bette sitzenden Amme säugend schwelgt! Im Vordergrund: die zur Pflege herbeigeeilte Großmama, im Augenblicke dreien zum Wochenbesuche eingetretenen Freundinnen die Hommours machend, — alle Vier in so farbenglänzenden Gewändern paradiesend, daß man im Geiste daran einen Judin'schen Schaufenster-Pettel „Chemisch gereinigt!“ zu lesen glaubt. „Alles im Schlosse“, so liest man weiter, „athmet Entzücken und Freude über die Geburt des Erben.“ Sehr wohl! Unser hygienisch blickendes Auge aber wendet sich angesichts dieser Art von Kinderpflege lieber Bildern aus deutscher Meisterhand zu.

In der von Wendemann im Friesen des Thronsaales vom königlichen Residenzschlosse zu Dresden als fresco gemalte Wochenstube gelten die in Wahrheit „beseeligten“ Blicke der Mutter dem von Gebatternhänden eben fein sauber gebadetem,

vermuthlich lebhaft zappelnden oder freischendenden, ihr selbst zum Anlegen gereichten Säuglinge, und auch der Herr Papa ist strahlenden Antlitzes zugegen.

Albrecht Dürer's Holzschnitt „Mutter Anna nach der Geburt Marias“ zeigt außer dem, ebenfalls zum Baden fertigen Neugeborenen und der darüber schwebenden Engelsfigur zwölf, und zwar lauter weibliche Personen, wie die mächtigen Schlüsselbünde andeuten, aus dem guten Bürgerstande, darunter neben der Wöchnerin eine hoffende Mutter, alle in weitem, hellem, lustigem Raume voll Freude über die glückliche Ankunft des neuen Weltbürgers aus Kannen und Krügen jedenfalls etwas Anderes als Wasser trinkend.

„Im Kuhstall der Molkerei Viktoria-Park zu Berlin!“ — Auf die Gefahr, Realist gescholten zu werden, muß ich, wenn auch nicht vom höheren Kunststandpunkte, so doch im Sinne hygienischer Kinderpflege, das mit jener Unterschrift in dieser Nummer enthaltene Thierstück dem gräflichen Cabinetbilde vorziehen. Gleichzeitig erinnere ich daran, daß die gute, dumme Kuhstall schon lange durch einen Meherheim in der Genre-Bildmalerei geläufig wurde, nämlich durch die Stall-Scene, wo das von einer Mutter gemolkene Thier mittelst einer an seinen Schwanz befestigten Schnur die Wiege des Jünglings „treibt“. Wir möchten indessen gleich bekennen: es kann die neuere Hygieine allerdings das Einwiegen der Kleinen in Schlaf als Regel nicht gutheißen, sondern muß als Fortschritt die Einführung des nur zum Zwecke der Ortsveränderung in Bewegung zu setzenden, bis zum eintretenden Bedürfnisse durch einen feststehenden Korb vertretenen Kinderwagens begrüßen. Ebenso müßte das vorausgeschickte Lob des Selbststillens schon darauf vorbereiten, daß wir das Molkereiwesen, insoweit es sich bei der Pflege des ersten Lebensjahres bethätigt, nur als einen Nothbehelf anerkennen. Glücklicher Weise kann ich hier auch hinzufügen: wenn in der Art und Ausbildung, wie in der, vom Oekonomie-Rath Grub vortrefflich geleiteten Molkerei Viktoria-Park, betrieben, als den naturgemähesten und gedeihlichsten Nothbehelf behufs Aufzucht der Mutterbrust entbehrenden Säuglinge oder „Flaschenkinder“.

Nicht am Plage wäre hier eine Trauerrede über das Ammen-Unwesen, wie sie in beredeten Worten nicht bloß bei religiösen, sondern lange vorher bei heidnischen Lehr-Schriftstellern zu lesen, und wie es noch heute bei den Naturvölkern aus reiner hygienischer Tugendhaftigkeit als undenkbar erscheint. Doch auch die heutige Grande Nation drückt ihm durch den Ausdruck allaitement mercenaire, im Gegenfalle zur sevrage (Päpperei) einen sittlichen Makel auf. Nur in der leichteren, hier angeschlagenen Tonart erlaube ich mir die Frage aufzuwerfen: nimmt sich solch' treuerherzig blickender Kuhstallkopf nicht ansprechender aus, als das stupide Gesicht einer plumpen, im Flitterwerbe „echter“ Landstracht aufgebauchten und umherirrenden Spreewäldlerin-Amme? Und wenn sie auch das beste Wesen von der Welt ist, — mir kommt solch' Kostüm-Umgehener immer wieder wie ein dem Panopticum entsprungenes Schaustück vor: ich kann dem Kleiderplunder höchstens die opportune Seite abgewinnen, daß er durch seine Auffälligkeit die Annäherung des Straßen-Courtmacherthumes erschwert! — Aus ähnlichem Gesichtspunkte erklärt sich auch offenbar, daß die erste geschichtlich gewordene Amme, die der Römerkinder Romulus und Remus, Laurentia, von der Sage als leibhaftige Wölfin festgenagelt wurde.

Andererseits findet das Molkereiwesen sein klassisches Urbild in den Bierflüßlern, welche früher bei nothwendig gewordenen Päpperei statt der für Geld und gute Worte überhaupt nicht zu habenden Zweihänderinnen ausbessern mußten, und zwar zuerst in der von Viktor Hugo in den Roman und Meyerbeer auf die Bühne mit dem Namen Esmeralda eingeführten Wiege. Im Olymp jedoch diente das muntere Thier als Amalthaea gleich dem Göttervater Zeus selbst als Amme und verewigte sein Andenken durch das von seinem Haupte stammende Füllhorn oder Amalthaeum. Auch noch zu Anfang dieses Jahrhunderts wurden in einem Kinderpitale der Provence den Findlingen Ziegen gehalten, welche solch' Verständniß entwickelten, daß sie bald den ihnen zugewiesenen Säugling von selbst herausfanden und ihm sogar durch bequemes Anknüpfen entgegenkamen. Findet sich zwar heute noch in ländlichen Haushaltungen hie und da eine Esmeralda als Born für Flaschennahrung, so paßt diese Milchart, genau genommen, wegen ihres zu starken Fett-, aber zu geringen Zuckergehaltes erst für Säuglinge von sechs oder sieben Monaten. Vorher sieht sich eher noch die früher an manchen Orten übliche Gelmilch benutzen, deren längerer Gebrauch freilich auch auf Gindernisse verschiedener Art stößt.

Sehen wir uns nun schon aus äußeren Gründen so gut wie ganz auf das durch unser Bild in statlicher Auswahl vorgeführte Hornvieh angewiesen, so läßt es das Thier seinerseits auch durchaus nicht an innerlichen und nur ihm eigenthümlichen Vorzügen fehlen, kraft welcher seine Euter dem nun einmal auf solchen Ausweg angewiesenen Menschenkinde die seinem Ernährungs- und Geschmacksbedürfnisse allein am nächsten kommende „weiße Blutnahrung“ bietet. Das ihr allerdings ebenfalls anhaftende Zubiel von Fett und Zuwenig von Zucker, — wenigstens für den Säuglingsanfänger, — gleichen wir leicht durch Verdünnung einerseits und Anfühlung andererseits aus, und wenn wir uns zu letzterem Zwecke statt des landesüblichen Rohr-, des Milchzuckers bedienen, so beugen wir auch der bei Flaschenkinder sonst leicht eintretenden Hartleibigkeit vor.

Wenn auch mit dieser Befürwortung nichts weniger als etwa eine hygienische Neugier auf sich vorgetragen werden soll, so liegt doch die Zeit noch kaum hinter uns, wo sich die liebe, gute Kuhmilch durch eine bunte Reihe von Erzeugnissen der chemischen Garfäcke in flüssiger, eingedickter, gepulverteter und sonstiger Form so weit verdrängt sah, daß man den Säuglingen beinahe jedes andere Ersatzmittel, aber nur keine Naturmilch reichen zu wollen schien, und die Hausstandsküche förmlich das Ansehen eines Laboratoriums annahm. Lange währte diese Glanzzeit der Surrogatwirthschaft zum Glücke nicht, sondern rasch wuchs der von ihr geworfene Schatten gesteigerter Kindererkrankung und Sterblichkeit zu solcher Breite an, daß selbst den Schwärmern für chemische Forschung und Kunstfertigkeit die Augen aufgingen, und z. B. ein Sonderegger von einer unter der Kinderwelt unsichtbar wirkenden „Guillotine“ sprach. Wie ein Mann erhoben sich denn auch die deutschen Practiker, um auf verammeltem Aergertage (Juni 1883) folgende Erklärung zu veröffentlichen: „Nächst der Ernährung durch Mutter- oder Ammenbrust eignet sich allein gute Kuhmilch als Ersatz der Frauenmilch. Alle sogenannten Kindermehle mit Einschluß der Liebig'schen Suppe sind wegen ihres großen Stärkemehlgehaltes für die Ernährung der Säuglinge ungeeignet. Auch ist die Ernährung mit diesen Surrogaten viel kostspieliger als mit der theuersten Kuhmilch.“



Doch abgesehen vom Bedürfnisse der Flaschenkinder, gehen schon größere Kinder und vollends Erwachsene bei der Surrogatwirtschaft ja von vornherein leer aus, während auch in der Krankenbehandlung, Dank der in Fluß kommenden hygienischen Richtung, die Milchtrinkturen den Medicinuren schon den Rang abzulaufen beginnen, und selbst die gesunde, immer lebhafter vom hygienischen Gauche besetzte Großstädterin findet kein Arges mehr dabei, Milch zu — „kneipen“. Nahm sich auf der Berliner Ausstellung von 1883 der Zugang zu den paar Milchhallen gegen die Ueberfluthung des berühmten nassen Dreiecks zwar dürftig aus, so wurden doch immerhin an einer einzigen Stelle tagsüber 700 Gläser im Durchschnitte, Sonntag sogar bis 1700 verschänkt, und am 19. August mußte, weil „der Stoff alle“, schon um 7 $\frac{1}{2}$  Uhr die Bude geschlossen werden!

Beiläufig bemerke ich auch schon lange die hygienische Wandelung, welcher sich, der gesünderen Geschmackrichtung folgend, wohl oder übel jene biederen Schweizer fügten, die uns zur Sommerszeit mit fliegenden Molkenkurfürsten zu beglücken pflegen. Müßen sie freilich äußerlich das Hauptgewicht nach wie vor auf Verzäpfung des eßten Käsewassers legen, so verabreichen sie auch anstandslos am anderen Ende ihrer „Promenade“ die Vollmilch frisch von der Ziege. Will ich meinerseits diesen Braven alles Gute gönnen haben, so muß ich doch auch feststellen, daß der Mehrheit der Erwachsenen schon dem Geschmack nach Kuhmilch am Besten behagt und bekommt. Dabei brauchen wir nicht erst den Anbruch einer Saison und die vorübergehende Zufuhr von echtem Schweizer Schokolade abzuwarten, sondern ständig, im heißen Sommer wie im kalten Winter, Abends auch bei künstlicher Beleuchtung und sonstiger Behaglichkeit, erfreuen wir uns des Besitzes einer richtigen — Milchneipe!

die Hand bietet. Läßt sich dies Ganze von Gefäßen, Kessel, Gefäß, Flaschen u. s. w. zwar auf den ersten Blick mehr wie ein Laboratorium an, so lernt man es doch alsbald als ein spielend zu handhabendes Küchengerät erkennen, bei dem es nur auf ausgeübte Reinlichkeit bis auf's Kleinste ankommt.

Alles in Allem genommen, begrüßt die Hygiene in diesen, sich an den Mittelpunkten der Civilisation und inmitten des Straßengewühles in größtem Stile erhebenden Molke-Anstalten stolze Denkmäler der zur That werdenden und damit das Volkswohl an ihrem Theile lebhaft fördernden Gesundheitswirtschaft.

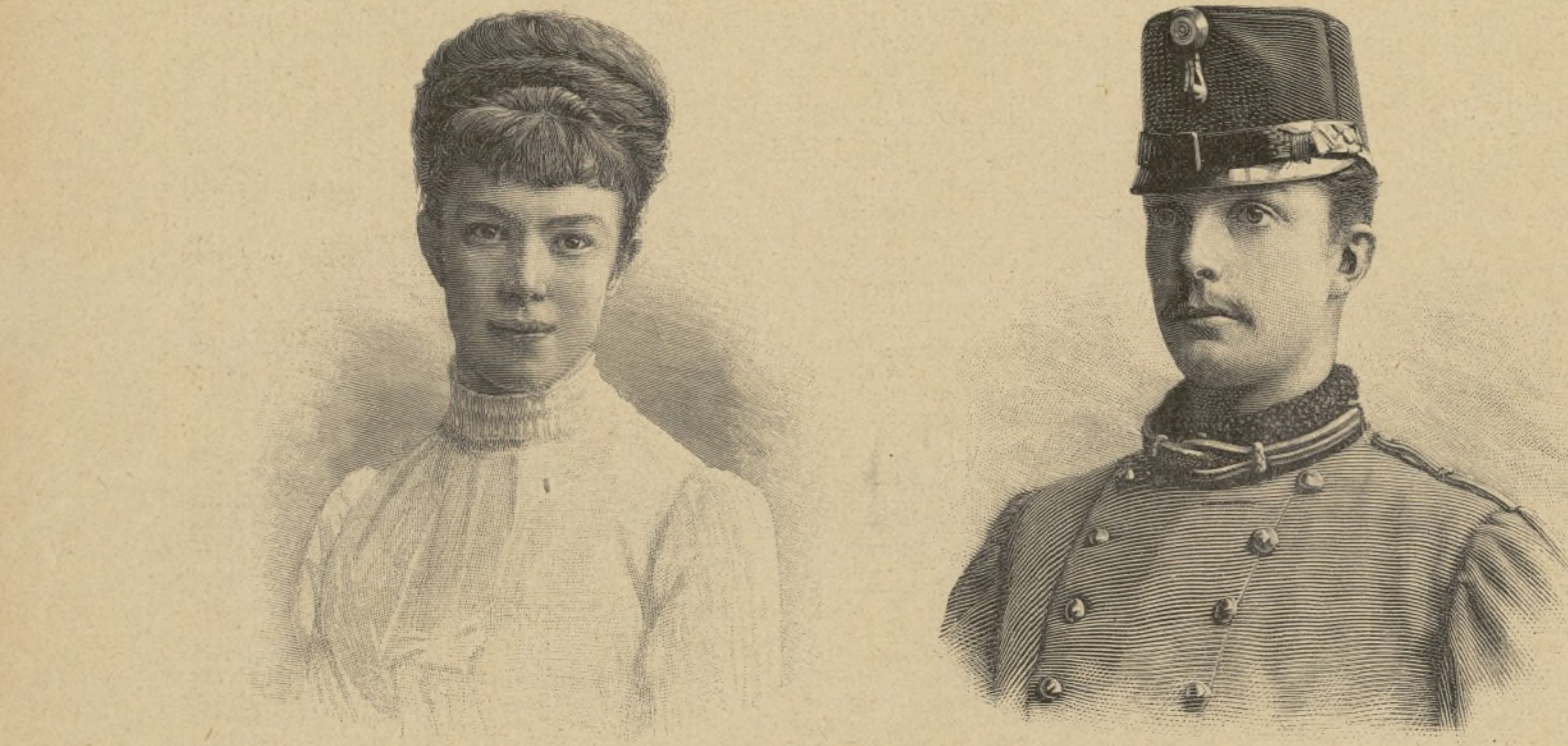
Nachdruck verboten.

### Goldene Thränen.

Von E. von Wald-Zedtwig.

**D**ahin zogen sie, — trippel — trippel — trippel, — die kleinen und die großen, die blondköpfigen und die schwarzgelockten Mädchen des bescheidenen Städtchens. Wie das schwahte, wie das kicherte und lachte! Diese schritten feierlichen Ernstes neben einander her, Jene sprangen ausgelassen vorwärts, je nach Charakter und Temperament, — ein wenig mochte auch die Vorwärtsbewegung der kleinen Fräulein durch das mehr oder minder freudig oder bange klopfende Gewissen beeinflusst werden.

Dort das rothe, mit blühendem Gaisblatt umschlungene Ziegelhaus, das so freundlich aus seiner grünen Umrahmung schaut, ist das gemeinschaftliche Ziel der Kinder, — die Schule, — die Schule.



Erzherzogin Marie Valerie und ihr Verlobter, Erzherzog Franz Salvator von Oesterreich. — Siehe Seite 23.

Insofern man dabei an ein frisches, fröhliches, gemein-james Einnehmen eines flüssigen Nahrungs- und Genußmittels denkt, stehe ich schon darum nicht an, hier das derbe Wort „Kneipe“ in den Mund zu nehmen, weil damit der dem Ans- drude „Milchneipe“ anhaftende Beiklang nach Apotheke beseitigt wird. Nur einen Fuß auch braucht man in's Innere des auf der ersten Seite dieser Nummer abgebildeten Gebäudes zu setzen, um darin eine Räumlichkeit zu erkennen, welche in ihrer Art in Sauberkeit, Ausstattung und Bedienung mit unserer jetzt im männlichen Kneipenleben obenstehenden „Stilgerechten Bräus“, vor Allem aber in „Echtheit des Stoffes“ wetteifert. Meist dabei auch nicht die Gleichartigkeit der Preissteigerung aus, so kann es uns doch auf dreißig Pfennige für ein volles Liter echter Schweizermilch ebensovienig antommen, wie auf fünfzig Pfennige für ein dito echten Münchner Bräus, bei dem es als erstem und letztem Trunk in einer Sitzung nicht einmal immer bleibt.

Was nun uns Großen für uns nicht zu theuer, das sollten wir erst recht unseren Flaschenkinder zuwenden, für welche schon vom Gesichtspunkte der Gesundheit nur „das Beste gut genug“ sein kann, und während beim Biergenusse die Kostenpunkt-Frage immerhin nach Geschmack und Mitteln beantwortet werden mag, da ja jetzt bekanntlich alle Bräue an verhältnismäßiger Güte mit einander wetteifern, giebt bei der Wahl der Kuhmilch als ausschließlichen Nahrungsmittels die Echtheit und mit ihr der höhere Preis den hygienischen Ausschlag. Gerade das früher von den fliegenden Milchhandlungen betriebene Unwesen in Lieferung möglichst billigenzeuges leistete der, wie wir oben hörten, gleichwohl viel kostspieligeren Surrogat-Wirtschaft Vorschub. Von diesen neuen, mitten unter uns heimischen Molkeereien aber beziehen wir die Kinder-nahrung aus erster natürlicher Quelle und, insofern sie über die Straße befördert wird, in verbürgt sauberer, unverfälschter Gefäßfüllung. Andererseits gehört freilich zweifelslos dazu, daß auch der Hausstand in richtiger Behandlung und Aufbe-wahrung seine Schuldigkeit thue, eine Aufgabe, zu deren voll-kommenster Lösung der Münchner Hygieniker Dr. Soghet mit seinem vorzüglichen Milch- und Bewahr-Apparate bestens

Nicht wahr, da hat das liebe Gewissen doch wohl ein Recht, ein wenig zu pochen? — hm — hm — ja — ja — je nach-dem, — so ganz fest sitzen die Vocabeln noch nicht bei Allen, — und der dritte Vers des Tauchers ist so ganz absehbare schwer, — dazu noch gestern Mamas Geburtstag mit Chocolate, — wer sollte da daran denken, Gedichte zu lernen?! —

Minchen Forberg natürlich hat gar keinen Grund, sich zu ängstigen; sie ist ihrer Sache sicher. Ein kleines, munteres Ding mit bildhübschen, ehrlichen blauen Augen. Der starke, goldblonde Kopf bewegt sich bei jedem Worte, das sie spricht, — und sie schwagt manches Wörtchen, — hin und her wie ein Pendel. Die kleinen Füßchen tragen sie schnell vorwärts; doch bald bleibt sie stehen, um Rosa eine ganz wunderbolle Geschichte von Quic, ihrem Hunde, zu erzählen. Dann schießt sie plötzlich wie ein Pfeil vorwärts, — Blanka geht da, — und die soll den „Lektien“ haben. Da hat sie ihn schon, die Nichts-ahnende, — und nun läuft Minchen, — was hast du, was kannst du, — der Schule zu; die Röcke und der Kopf fliegen um die Wette, die Schulmappe gleichfalls, — Fräulein Plauen, die bedächtige Stricklehrerin, wird beinahe umgerannt.

„Ach, entschuldigen Sie, Fräulein, — aber — aber — ach, du lieber Gott —“

„Unser Minchen hat's einmal wieder eilig!“ lacht das gutmüthige Fräulein und schaut freundlich dem Blondkopfe nach, der eben im Klassenzimmer verschwindet und mit der ehrbar-ten Miene von der Welt ihren Platz einnimmt.

„Ach, Fräulein Plauen,“ und Rosa stürzt herein. Die gütige Stricklehre ist heute wirklich vielen Gefahren ausgesetzt. „Aha, — deshalb die wilde Jagd, — Minchen ist schon da!“

„Sie soll den Lektien wieder haben!“

Auch Rosa ist verschwunden, — und nun beginnt das Haschen in der Klasse, — Minchen und Rosa hier, — Rosa und Minchen dort — eine oben, die andere unten und umgekehrt.

Da tritt Herr Wiemann ein, die Geschichtsstunde soll be-ginnen. Plöbliche Stille, — die beiden Kinder erheben sich, schamroth im Gesicht, und schleichen auf ihre Plätze.

„Natürlich Rosa und Minchen wieder, — nun, an denen bin ich die Tollheiten schon gewöhnt!“ —

Wiemann versucht, ein möglichst ernstes Gesicht zu machen, während er das Buch aufschlägt, nach welchem er die Geschichte vorträgt. So recht will's ihm aber nicht gelingen, den brumm-bärrigen Schul-Tyrannen herauszulehren. Jugend will austoben, und wo das Toben unterjagt ist, wird's zur verbotenen Frucht, und die schmeckt ja besonders süß. Das weiß der gute Alte wohl, und während die beiden Ueberraschten noch immer nieder-geschlagenen Blickes dasitzen, überfliegt ein freundliches Lächeln sein Gesicht.

Minchen ist ihm besonders an's Herz gewachsen, — das lustige, offene Kind mit den klaren, ehrlichen blauen Augen hat's ihm angethan.

Der kleine Vorfall wirkt unter den übrigen Kindern natür-lich noch immer nach.

„Na, — das war wohl Wasser auf Eure Mühle, — haha, — wie das wispert und lacht — und, —“ Herr Wiemann macht nun wirklich ein ernstes Gesicht, — noch ein unterdrücktes Flüstern, — und nun aufmerksame Stille. Bierzig Kinderaugen sind auf den lieben alten Lehrer gerichtet, der sich noch einmal räuspert und dann beginnt:

„Wo sind wir in der letzten Stunde stehen geblieben?“ — Zwanzig Hände fliegen in die Höhe und zappeln in der Luft. „Ach! — Ach! — Ach! — Herr Wiemann, ich!“

„Karoline?“

„Wir sind in der letzten Stunde bei dem trojanischen Kriege stehen geblieben.“

„Richtig. Wo lag die Stadt Troja? — Leonore?“

„Die Stadt Troja lag in Kleinasien, Kleinasien aber ist eine Halbinsel —“

„Gut, — gut.“

„Kleinasien aber ist eine Halbinsel von Asien. Asien aber ist ein —“

„Genug, — genug. Set' Dich nur, Leonore. Wodurch ert-stand der trojanische Krieg?“

„Der trojanische Krieg entstand dadurch, daß ein Jüngling, genannt Paris, schön von Gestalt, aber leichtfertig, die schöne Helena, die Gemahlin des Königs Menelaus von Sparta, raubte.“

„Richtig. Die Kämpfe um Troja haben wir auch gehabt, ebenso erwähnten wir des Agamemnon und des Achilles, Hektors Tod — und was war das Letzte, Louise Felsch?“

„Das Letzte war das Märchen von dem hölzernen Pferde.“

„Nicht richtig. Es ist kein Märchen, sondern, — Camilla?“

„Es ist kein Märchen, sondern eine geschichtliche Thatsache.“

„Gut, — was war es sonst noch, Fea?“

„Es war auch eine Heldenthat.“

„Eine Heldenthat, — nein, das eigentlich nicht. Was war es, Frieda Böhmer?“

„Es war eine Kühnheit.“

„Auch das, — aber ich meine noch etwas Anderes. Wer weiß es?“

„Ach! —“ „Ach!“ — „Ach!“

„Nun, Minchen, sage Du's!“

„Es war ein Unrecht.“

„Ein Unrecht, — nein, das war es nicht.“

„Doch, das war's.“

„Aber warum, Minchen?“

„Es war eine Kriegslift —“

„Ja, das —“

Minchen ließ Herrn Wiemann aber nicht weiter sprechen, sondern fuhr fort:

„Und eine Kriegslift ist eine Lift, und eine Lift ist eine Lüge, und eine Lüge ist ein Unrecht, und Missethat, der den Rath dazu gegeben hatte, war ein Lügner!“

„Oh, — oh!“ — „Nein, — nein!“ — „Er war ein sehr kluger Mann!“ ging's durch die Klasse.

„Aber doch ein Lügner!“ behauptete Minchen.

„Nein, Minchen, in diesem Falle ist es etwas Anderes, — er übte ja nur eine erlaubte Kriegslift.“

„Aber wenn eine Kriegslift eine Lüge ist, so kann sie doch nicht erlaubt sein?“





Holländische Fischerin. Von J. Weber. — Siehe Seite 23.

Ayuntamiento de Madrid



Herrn Wiemann setzte diese kindliche Logik einigermaßen in Verlegenheit.

„In diesem Falle, wo Ulysses den Sieg der Seinigen, also etwas Gutes damit bezweckte, müssen wir die Sache anders auffassen.“

„Jawohl!“ „Gewiß!“ „Natürlich!“ riefen die Schülerinnen durch einander.

„Aber man darf doch auch nicht lügen, wenn man etwas Gutes dadurch bezweckt?“

Herr Wiemann vermochte seine Schülerin nicht von seiner Ansicht zu überzeugen und setzte endlich, sie ihren Gedanken überlassend, den Unterricht fort.

„Winchen, Du?“ richtete er später eine Frage an sie. Die Kleine fuhr wie aus einem tiefen Traume auf.

„Ei — ei — Du hast nicht aufgepaßt! Woran dachtest Du?“

„An den Lügner Ulysses.“

„Aber Winchen!“ rief Herr Wiemann ungeduldig und hatte Mühe, das Lachen der ganzen Klasse zu dämpfen. Die Folgende konnte die Frage beantworten, und Winchen kam einen Platz hinunter.

Die anderen Stunden folgten. Auch hier war das Mädchen zerstreut; in den Pausen zeigte es nicht die gewohnte Heiterkeit. „Ach, die denkt gewiß noch an den klugen Ulysses!“ — Diese und andere Redereien ihrer Gefährtinnen, welche sie sonst handgreiflich gerächt hätte, ließ sie geduldig über sich ergehen.

Heute machte sie den Heimweg bedächtig, während sie ihn sonst in allen Gangarten, nur nicht im Schritt, zurücklegte. Daß ihr lieber Lehrer, der gute Herr Wiemann, auf den sie so fest vertraute, eine Lüge nicht für ein Unrecht hielt, das wollte ihr nicht in den Sinn.

Während des ganzen Tages war sie weit stiller als sonst. „Bist Du krank, mein Herz?“ fragte die Mutter.

„Nein.“

„Wirklich nicht?“

„Wirklich nicht.“

„Hast Du vielleicht eine Unart begangen?“

„Gewiß nicht.“

Es dunkelte, — es wurde Abend, und die Mutter brachte ihren Liebling in's Bett. Winchen faltete die Hände:

„Ich bin klein,  
Mein Herz ist rein,  
Soll Niemand drin wehnen!  
Nur Jesus allein. Amen. Ach!“

Dies! Ach! entrang sich schwer ihren Lippen, es stammte, — die Mutter fühlte es wohl, — aus einem bedrückten Herzen.

„Was ist Dir, Winchen?“

Da richtete sich das blonde Köpfchen aus den Kissen auf, und zwei gute, ehrliche blaue Augen ruhten fragend und zugleich voller Zuversicht auf den Zügen der Mutter.

„Ich habe mich heute mit Herrn Wiemann geärgert.“

„Geärgert?“ — Ein Kind kann sich doch mit seinem Lehrer nicht zanken?“

„Doch — doch! — Er behauptete, eine Lüge wäre kein Unrecht.“

„Da irrst Du Dich, mein Liebling, das kann Herr Wiemann nicht gesagt haben.“

„Das hat er gesagt!“ — Und nun erzählte sie fliegenden Athems, mit erregter Stimme, gerötheten Wangen und glänzenden Augen den heutigen Vorgang in der Schule.

„Nun?“ schloß sie ihre Rede.

„Du faßt die Sache nicht richtig auf. Ulysses hat durch diese Kriegslüge seinem Vaterlande einen großen Dienst erwiesen, also war sie etwas Gutes, — demnach kein Unrecht und Ulysses kein Lügner.“

Winchen starrte die Mutter an.

„Kein Unrecht?“

Das Köpfchen sank in die Kissen. Einen Augenblick war es still, — dann schlug plötzlich ein herzzerreißendes Schluchzen an das Ohr der Frau.

„Ach — Du, — Mutter?“

Zwei Kinderärmdchen streckten sich nach ihr aus, aber sie sanken wieder matt zurück. — Die Mitschülerinnen, — der Lehrer — und nun sogar die Mutter hießen eine Lüge gut!? — Der Boden, auf dem Winchen bis heute so fest gestanden hatte, war plötzlich unter ihren Füßen fortgerissen. Wie hilflos, wie namenlos unglücklich kam sie sich vor!

Die Mutter stand dabei und war erschüttert. Hier galt es, einem Kinde den Glauben an das Heiligste auf Erden zu erhalten — an die Wahrheit. Färllich beugte sie sich zu ihr nieder.

„Ja, mein Kind, Du hast doch Recht, — eine List ist stets eine Lüge — und eine Lüge ist ein Unrecht.“

„Und Ulysses war doch ein Lügner!“ Klang es froh aus dem Kindermunde.

Winchen umarmte und küßte sie stürmisch, helles Glück lachte aus ihren Augen, und sie schlummerte engelsanft bis zum Morgen, während die Mutter eine schlaflose Nacht hatte. War sie doch von dem Pfade der Wahrheit, — wenn auch nur ein wenig, — abgewichen, um dem Kinde ungetrübt den Glauben an die Menschheit zu erhalten. Und doch freute sich die Mutter der Thränen, welche sie dazu geführt hatten, — waren es doch „goldene Thränen“ gewesen.

Nachdruck verboten.

## Faschingsgeplauder.

Von Hajo Harden.



**C**arneval! Sui, wie das eine Wort die Geister anregt und die Füßchen in froher Erwartung kommenden Herrlichkeiten erheben läßt! Wie es die Sprühenfeldchen des Humors entflammt und dem Frohsinn Schwingen verleiht!

Carneval!! Auf! Rüstet euch, ihr liebenswürdigen und liebenswerthen Frauen, ihr reizenden Mädchenblumen, den gütigsten und gnädigsten aller Prinzen würdig zu empfangen! Windet ihm Kränze und streut ihm frische Blüthen, dem hohen Gaste, und vor Allem weilt ihm ein sonniges Lächeln! Böse Zungen haben das häßliche Wort erfunden, daß Frauenthänen am unüberwindlichsten sind. Welcher Unsinn! Im Lächeln liegt die unüberwindlichste Kraft der Frau, schelmischen Augen und lächelnden Lippen ist jeder Sieg gewiß, — besonders zur Carnevalszeit.

Aber auch ihr vom Sauerteig der Erde: ihr brummigen Ehegatten, rüstet euch! Wehe, wenn Seine Hoheit auf euren Wienen auch nur eine Spur von Ernst oder Griesgram sieht: der Prinz hat gefährliche Trabanten, und er weiß sie vorzüglich gegen seine Feinde zu verwenden, — hütet euch also, — hütet euch!

Und ihr endlich, die ihr des Lebens höchstes Glück: ein liebes Weib, noch nicht errungen habt, ihr Junggefallen, geht ernstlich mit euch zu Rathe: laßt den Stablock und den Maasstrug zur Seite, haltet Heerführer über eure Glacés und Lackstiefeln und bringt Terpsichore eine Gestalt dar; die Liebliche ist des Prinzen treueste Freundin, sie sitzt oben an in hochheinem Rath, und Amors wohlbewehrter Köcher steht zu ihren Diensten. Nutzt die Zeit, nutzt die Zeit... so lange es noch Zeit ist! Zipperlein und Bodagra, die beiden türkischen Kobolde, die dicht an des Prinzen Throne stehen, haben sich sonst mit der Luittung über unbezahlte Hagestolzen-Steuer, ehe ihr es denkt. Die Hagestolzen sind die einzigen Narren, welche der Prinz nimmer liebt.

Der Prinz Carneval!

Wer seine Macht und Herrlichkeit nicht am sonnigen Rheine kennen gelernt, wer nicht im glücklichen Italien den Fasching durchtollt und mit vollen Zügen seine Gaben genossen hat, ahnt nichts von dem Freudenbringer und Sorgenbrecher. Er ist uns Norddeutschen zumal fremd, — oder richtiger, er ist uns fremd geworden. Im lebensfrohen Mittelalter, ehe die Gottesgeißel des dreißigjährigen Krieges Deutschland heimgesucht hatte, reichte das Reich des Prinzen durch alle deutschen Gaue; sind die alten Gebräuche des germanischen Festes doch sicher ebenso gut Ahen und Urahen der heutigen Faschingschwänke, wie die Formen, die der Carneval den römischen Lupercalien und Bacchanalien entlehnte. Seine Hoheit ist ja kein Anderer, als der heitere Frühlingsgott, dem die lustige menschliche Schaulust ein zeitgemäßes Mäntelchen umgehängt hat, den sie aus alten Ueberlieferungen wieder auferstehen ließ, damit er die Wochen vor der, von der Religion gebotenen ersten Prüfungs- und Fastenzeit mit Scherz und Tanz, mit Piederklang und fröhlichem Schmausen würze. Man wollte sich schadlos halten für kommende Tage, und die Narren des Narrenkönigs haben es sicher schmerzlich empfunden, als eine hochwürdige Alerlei und wohlthögende Obrigkeit den tollen Fasching, welcher ursprünglich vom Tage der heiligen drei Könige (dem 6. Januar) bis zum Aschermittwoch dauerte, mehr

und mehr beschränkte und schließlich bis auf die letzte Woche vor dem drohenden Aschermittwoch zusammendrängte: auf die „unsinnige Woche“, wie man sie hieß. Den armen Laien erging es dabei noch schlimmer, als den geistlichen Herren, denn den Letzteren vergönnte ein besonderes päpstliches Breve, ihr Bacchanal schon zwei Tage vor dem der Laien, nämlich bereits am Donnerstag vor Fastnacht, — am sogenannten „Faschings-Fastabend“, — zu beginnen.

Heute steht in deutschen Ländern der Rheingau und zumal Köln oben an im Phantasie-Reiche der glückseligen Narrethei. Seit 1823 ist hier der Carneval wieder zur echten und rechten Volkssache geworden. Wer das bunte Treiben in der alten RheinStadt aus einer trefflichen, farbenreichen Schilderung kennen lernen will, der nehme Hackländer's unverwundlichen Künstlerroman zur Hand, — ein Meisterwerk in seiner Art, unerhöplich an sprudelndem Reichtume toller Einfälle, wie der Carneval selbst. Auch in Oesterreich ist der Fasching eine „allgemeine Angelegenheit“, an der Alt und Jung, Reich und Arm seinen Antheil haben will und thatsächlich gewinnt. Das alle-

zeit tanzlustige Wien vor Allem scheint ein großes Vergnügungs-Etablissement geworden zu sein, — ein Wiener Wigbold hat den „Herrn“ Fasching ja nicht mit Unrecht als den „Mitbegründer des Lebevereins und Stifter aller Schulden, sowie der Lungenlucht, Doctor verliebter Mädchen, Sekretair der leeren Kasse und Vorstand aller lustigen Gesellschaften“ gefeiert.

Bei uns im kühler denkenden Norddeutschland erobert sich Prinz Carneval nur langsam seine Rechte zurück. Versuche, eine wirkliche, echte Carnevalszeit nach rheinischem Vorbild etwa in den norddeutschen Städten einzubürgern, sind wiederholt gemacht worden, aber immer kläglich gescheitert, — es ist nur zu wahr, daß der breiteren Schichtung unserer Bevölkerung der Sinn für die übervolle und im Grunde doch wirklich harmlose Narrethei auf immer abhanden gekommen scheint; der sonst so vielseitige Berliner zumal vermag, — vielleicht liegt dies auch im Wesen einer Millionenstadt an sich begründet, — dem Maskenscherz, dem von den Carnevals-Freunden unzertrennlichen Mummenspiel, seinen rechten Geschmac abzugewinnen. Was wir z. B. von öffentlichen Maskenbällen im Laufe langer Jahre in der Reichshauptstadt gesehen haben, zeugte von allem Anderen eher, als von dem überprudelnden Humor und dem wirklichen Frohsinn, den Seine Hoheit der Prinz allein liebt. Köstliche Erinnerungen tauchen freilich vor mir auf, wenn ich einzelner Maskenfeste gedenke, welche die Herren von der Berliner Künstlerkassette, welche die wackeren Brüder von der Schlaraffia oder die Genossen, so sich unter dem alterthümlichen Zeichen Tyll Eulenspiegels scharen, mit Meisterkraft zu arrangiren verstanden. Auch diese Feste aber tragen, ich möchte sagen: einen internationalen Charakter; das typisch Locale, das dem Carneval sonst überall eigen zu sein pflegt und einen großen Theil seines Reizes ausmacht, fehlt meist auch in ihrem Rahmen.

Unser Fasching spielt sich im engeren Kreise ab, und hier gewinnt der heitere Fürst von der Narrethei Gnaden allerdings alljährlich sichtbar an Boden. Wir begrüßen es mit inniger Freude, daß das Maskenfest, der Kostümball mehr und mehr zu den regelmäßig wiederkehrenden Winter-Vergnügungen in unserer Geselligkeit gerechnet werden kann. Mit ihren tausendfachen Anregungen, ihren neckischen Scherzen, ihrer farbenfrohen Pracht bringen uns Maske und Kostüm einen immer frischen Pulschlag in die oft leider nur allzu große Einförmigkeit der Saison.

Ich sehe freilich im Geiste einige Mamas ernst die Köpfe schütteln und noch mehr Papas mit einer unnachahmlichen Bewegung des Abscheues auf ihren Tresor deuten. „Sind wir denn Alle Rothschilds, gehören wir denn Alle zu den glücklichen Zehntausenden, die ungestraft und ohne Schmerzen jede Tollheit mitmachen dürfen! Ein Kostümball? Wir schaudern! Das wird ein theureres Vergnügen.“

Mit Verlaub! Sie sind im Irrthum, ungnädigste Frau Mama, gestrengester Herr Vater! Es ist zwar immer eine mißliche Sache, von dem leidigen Mammon zu sprechen, aber ich thue es diesmal mit gutem Gewissen: zu einem Maskenfeste, zu einem Kostümballe gehört weit, weit weniger Aufwand, als Erfindungs-gabe, Geschick, Genügsamkeit und vor Allem das Beste: ein froher Sinn!

Darf ich mich allerunterthänigst einmal als einen Abgesandten des Prinzen Carneval betrachten und in höchstem Interesse ein wenig von einem harmlosen Familien-Masken-





habe plaudern? Seine Hoheit geruhten mir ja sogar einen Künstler beizugeben, dessen trefflicher Crayon uns eine kleine Gallerie reizender Kostüme zur Verfügung stellt, die leicht auszuführen und des Gefallens sicher sind.

Ein richtiges Faschingsfest darf vor Allem nicht, wie man zu sagen pflegt, „vom Baune gebrochen“ werden. Ein einzelner lustiger Einfall läßt sich wohl improvisiren, ein Maskenball bedarf im Kleinen aber ebenso gut der eingehenden Vorberathungen und Vorbereitungen, wie etwa im Großen der Carneval von Köln, dessen Anordnungen in schwierigen, wochenlangen Erwägungen von den hohen Räten der Karrethei festgelegt werden.

Es ist sicher ganz reizend, wenn man seinen Gästen eine gewisse allgemeine Directive für die Wahl der Kostüme geben kann. Ich erinnere mich entzückender Feste, bei denen auf den Wunsch des Gastgebers alle Eingeladenen etwa im Kostüm der Zeit Ludwig XIV., als Landleute oder als Handwerker erschienen, — ich werde stets mit Vergnügen eines Faschings-Balles des Wiener Alpenclubs gedenken, bei welchem alle Theilnehmer das schmucke Gebirgs-Kostüm angelegt hatten, der Edelweiß-Strauß als Schmuck dominirte und fast ausschließlich tiroler oder steirische Tanz-Melodien erklangen. Aber gerade eine solche Beschränkung in der Kostümwahl legt den Gästen doch auch besondere Anforderungen auf, denen geschickt nachzukommen nun einmal nicht Jedermanns Sache ist, und die Gefahr liegt nahe, daß eine häßliche, langweilige Eintönigkeit Platz greift. Buntheit der Formen und Farben aber ist ein unbedingtes Erforderniß eines Fasching-Festes. Will man also eine Grenze ziehen, so empfiehlt es sich, dieselbe möglichst weit zu stecken, — man ist dann auch in der decorativen Umgestaltung der Wohnräume, welche gerade bei derartigen Bällen häufig nothwendig oder doch wünschenswerth erscheint, weniger gebunden.

Es empfiehlt sich ferner unter allen Umständen, für einige Pièces de resistance, wenn der Ausdruck erlaubt ist, frühzeitig Sorge zu tragen, die gleichsam ein Gerippe für den Verlauf des ganzen Abends abgeben sollen. Meist wird der möglichst bunt auszustattende, — aber nicht zu lang auszudehnende Cotillon den einen festen Punkt darbieten, eine oder die andere gut und exact eintudirte Kostüm-Quadrille wird sich zum zweiten, dankbaren Mittel gestalten. Ich möchte jedoch bei dieser Gelegenheit auch der guten, alten, wie mir scheinen will, in ungerechtfertigter Vergessenheit kommenden Liebhaber-Bühne ein wenig das Wort reden. Es findet sich bei einiger Ueberlegung und, wenn man nicht allzu schwerfällig sein will, überall ein Raum, welcher Thalia ein improvisirtes Heim gewähren kann, es finden sich überall Damen und Herren, die gern, sehr gern einmal den Musenjüngern von Beruf in das Handwerk pfuschen, und es findet sich auch wohl überall eine geeignete Persönlichkeit, die mit Verstand und der nöthigen Energie die Regie übernehmen kann. Um ein Stück braucht man nun wahrlich erst recht nicht in Verlegenheit zu sein, — ich möchte nur rathen, wenn die Aufführung einem Kostümballe vorhergehen soll, möglichst auch ein kleines Stück zu wählen, welches sich im Kostüm abspielt. Es giebt das dem Ganzen gleich eine amüthigere, frischere Färbung und unsere Damen und Herren bewegen sich leichter und ungezwungener in der Kleidung einer fremden Zeit (es braucht ja nicht gerade die antike zu sein), oder im Gewand des Senners und der Sennerin, als man gemeinhin glaubt. Auch lebende Bilder, die sich mit geringen Vorbereitungen stellen lassen, sind eine stets willkommenen Beigabe.

Aber das Alles genügt doch noch nicht ganz; die lebenswürdigen Gastgeber müssen sich unbedingt eines kleinen, festen Stammes wirklich origineller Masken und Kostüme versichern, sie müssen mit den eigenen Angehörigen und den engsten Bekannten des Hauses als verschwiegene Vertrauens-Personen berathen, sie müssen die Regie ihres Hauses in gewisser Weise selbst führen und sich ihr „Personal“ mindestens theilweise werben. Gelingt es z. B., eine wirklich humorvolle Persönlichkeit für die Rolle des Pierrots zu gewinnen, kann man sich eine neckische, heitere Columbine sichern, so ist damit schon nicht Unwesentliches erreicht, — ein einziges solches Pärchen verbreitet unter Umständen eine Fülle von Uebermuth und Frohsinn über die ganze Gesellschaft. Auch das Mittel ist nicht zu verschmähen, den einen oder anderen Herrn, der über eine gehörige Dosis Witz und Satyre verfügt, zu veranlassen, während des Abends wiederholt das Kostüm zu wechseln.

Ein Wort noch über die Eintheilung und Ausschmückung der Wohnung. Ein Maskenfest verlangt freie, ungebundene Bewegung, — es muß Raum für dieselbe geschafft werden, möglichst viel Raum; jeder Winkel und jedes Winkelchen darf dazu herangezogen werden, die Thüren sind auszuhängen, die gesamte Wohnung muß gleichsam ein Ganzes bilden. Auf der anderen Seite soll man aber auch die Räume füllen. Wenn eine Uebersahl von Gästen sonst höchst unangebracht ist, auf einem Faschingsfeste kann man des Guten kaum zu viel thun; je gedrängter die Menge, desto ungezwungener giebt sich der Einzelne, frohe Angezungenheit aber ist ein unbedingtes Erforderniß jedes Masken-Scherzes. — Wenigen wird es freilich vergönnt sein, ihre ganze Wohnung für den Faschingabend decorativ umzugestalten, — nicht Jeder ist in der glücklichen Lage, wie einst einer der Berliner Geldfürsten, seinen Ballsaal in das Verdeck eines Vollschiffes zu verwandeln oder wie ein Anderer, seiner Behauptung den völligen Anschein der Räume einer steirischen Gebirgsschenke zu geben. Auch hier läßt sich aber oft mit wenig Mitteln viel erreichen. Bei unseren Herren Künstlern von der Palette muß man in die Lehre gehen, um diese freilich nicht leichte Kunst zu erlernen, sie verstehen es, mit einigen Tannenbäumen, mit bunten Teppichen, Tüchern und Flaggen, mit Guirlanden und Kränzen von verschiedenfarbigem Laub, mit wenigen gewaltigen Pinselstrichen auf ordinärer Pappe und simplen Papier-Laternen wahre Wunderwerke hervorzuzaubern. Nicht der Reichtum der Ausstattung, der Geschmack muß das Beste thun und selbst Kleinigkeiten, ein einzelner origineller Einfall, wirken oft außerordentlich. Ein hübsch decorirtes Zelt als Buffet ist im Stande, mehr „Stimmung“ in eine Gesellschaft zu bringen, als das lucullischste Souper, und ich erinnere mich noch gern eines Abends, — oder richtiger eines Morgens in einem gastlichen Hause, wo um die Stunde der Ballbeendigung

pötzlich zehn befrachtete Gauhneds ebenso viele kleine Marmor-tische in den Saal rollten, die lebenswürdige Birbin, mit den Tassen und den abgezählten Zuckerstücken klappernd, die Buffet-Dame, der Hausherr den Zahlsteller improvisirte, und wir Alle, — es war in der Zeit der Einführung der Wiener Cafés in Berlin, — höchst lustig ein wenig Café Bauer spielten.

Frohlische Scherze, — glückliche Einfälle, — heitere Herzen, — frohe Gesichter! Das sind die obersten Grundbedingungen des Gelingens für ein echtes und rechtes Faschingsfest, nicht aber prunkvoller Luxus und goldglänzende Kostüme. Prinz Carneval liebt die schimmernde Pracht wahrlich nicht sonderlich, Freude und Frohsinn will er sehen, nicht glitzendes Gold und funkende Edelsteine. Er ist ein arger Schelm, der lustige Fürst! Zwei strahlende Augen in einem jugendfrischen Mädchenanitz sind ihm weit, weit lieber, als das kostbarste Diadem. — — — Warum soll ich's verschweigen, mir geht es wie ihm!



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

**G. von Wald-Zedtwitz.** — Gewiß werden unsere Leserinnen sich noch mit Vergnügen jener prächtigen, gemüthreichen, ein Stück Lebensgeschichte des Verfassers enthaltenden Novelle erinnern, die vor einigen Jahren unter dem Titel „Die Rose von Gorze“ in unserer Zeitschrift erschien. Major von Zedtwitz, der Autor dieser kleinen Erzählung, hat sich inzwischen auch die Kunst weiterer Kreise zu erlangen verstanden. Den ersten, noch unter dem Pseudonym G. von Wald erschienenen Sammlungen meist militärischer Geschichten und Humoresken folgte bald eine stattliche Anzahl größerer Romane, von denen hier nur „Das Mädchen von Santi Quaranta“, „Wenn Frauen lieben“, „Im Drange der Welt“ und der realistisch frische, prächtige Sport-Roman „Bona fide“ genannt werden sollen. In allen diesen Erzählungen offenbart sich ein ausgesprochenes Schilderungstalent, Welt- und Menschenkenntniß, Humor und Geist. Wie tief Zedtwitz in das Leben der Seele einzudringen weiß, zeigt auch die in der heutigen Nummer unseres Blattes veröffentlichte kleine Skizze „Goldene Tränen“, ein anspruchsvolles Genrebild, das aber gerade um seiner schlichten Natur wahrheit wollen doppelt wirkt. — Gwald von Zedtwitz wurde am 23. Januar 1840 geboren und im Cadetten-Corps erzogen. Seine lustige Vientenants-Zeit hat er in zahlreichen Humoresken selbst geschildert; er kämpfte mit in den Feldzügen von 1864, 1866 und im Kriege gegen Frankreich, wo er bei Mars-la-Tour schwer verwundet wurde. In Folge dieser Verwundung reichte er späterhin seinen Abschied ein und widmete sich nun ganz der literarischen Carrière, in der er binnen Kurzem schöne Erfolge errang. Seit Jahren hat er, in glücklicher Ehe lebend, sein Heim im stillen, poetischen Eutin, der Vaterstadt Webers, aufgeschlagen.



*G. von Wald-Zedtwitz*

**Erzherzogin Marie Valerie und Erzherzog Franz Salvator von Oesterreich.** Siehe die Portraits, Seite 20. — Schon in der vorletzten Nummer dieses Blattes konnten wir unseren Leserinnen von der Verlobung Mittheilung machen, welche am österreichischen Kaiserhofe die Freude des Weihnachtsabends erhöhte. Unsere heutige Nummer schmückt die Portraits des erlauchten Brautpaares, denen wir einige biographische Notizen beifügen. Erzherzogin Marie Valerie, das jüngste Kind des österreichischen Herrscherpaares, ist am 22. April 1868 in der Königsburg zu Oden geboren. Unter dem Einflusse der sorgfältigsten Erziehung konnten sich alle Talente des hervorragend begabten Fürstentums zur herrlichsten Blüthe entfalten. Mit lebhaftem Interesse verfolgt Erzherzogin Marie Valerie die neuen Erscheinungen der Literatur; als häufige Besucherin des Burgtheaters sieht sie mit Vorliebe klassische und ernste Stücke, und zu festlichen Veranlassungen versucht sie sich selbst als Verfasserin von Gelegenheits-Süden, die im Kreise der kaiserlichen Familie von Mitgliedern der ersten Aristokratie dargestellt, der fürstlichen Dichterin lebhaften Beifall eintrugen. Von

ihren lyrischen Gedichten drangen einige in die weitere Oeffentlichkeit, und sie alle athmen eine starke Liebe für die Schönheiten der Natur und ein tiefes Gemüth. Von dem Letzteren hat Erzherzogin Marie Valerie auch zahlreiche praktische Beweise abgelegt, indem sie überall dort helfend eintrat, wo es Noth zu lindern, Bedrängten zu helfen galt. Erzherzog Franz Salvator, der fürstliche Bräutigam, dem das Glück zu Theil geworden ist, die liebevolle Kaiser-tochter heimzuführen zu dürfen, entstammt der Seitenlinie Habsburg-Lothringen-Toscana. Er ist ein Neffe Ferdinands IV., des letzten Großherzogs von Toscana, ein Sohn des Erzherzogs Carl Salvator und der Erzherzogin Maria, einer Tochter des Königs Ferdinand II. beider Sizilien. Am 21. August 1866 geboren, sechs Jahre nach der Vereinigung des Großherzogthums Toscana mit dem Königreich Sardinien, ist Erzherzog Franz Salvator in Wien erzogen und macht gegenwärtig als Oberleutnant eines Kavallerie-Regiments den Cursus der Kriegsschule in Wien durch, die der deutschen Kriegs-Akademie entspricht. Man rühmt dem lebenswürdigen und eleganten Fürsten außerordentliche militärische Befähigung nach, sodaß derselbe voraussichtlich noch einmal berufen sein dürfte, eine hervorragende Rolle in der österreichisch-ungarischen Armee zu spielen.

**Holländische Fischerin.** Von J. Weber. Siehe das Bild, Seite 21. — Das harte, mühsame Leben, welches die holländischen Küstenfischer führen, wird von ihren Frauen theilhaft. Fahren sie auch nicht mit hinaus auf das brausende Meer, wenn die Bote auf den Fang gehen, so müssen sie doch fleißig mitschaffen, sobald die Bote wieder an Land stoßen. Da gilt es die Bute zu bergen und für den Verkauf zuzurichten. Aber schlimmer noch als die harte Arbeit ist die stille Erwartung, wenn die Männer sich draußen auf See befinden, das Wetter umschlägt und der Sturm das Meer aufwühlt, sodaß man wohl zittern muß für Diejenigen, welche draußen sind. Aber trotzdem trägt die holländische Fischerin den Kaden stolz und sie liebt das Meer, wie etwas, von dem sie nicht lassen kann. Es kommt selten oder niemals vor, daß eine holländische Fischerstochter einen Anderen als einen Fischer zum Gatten wählt, und hätte sie Vater und Brüder auf dem Meere verloren, sie kann sich doch nicht von der See trennen, bei deren Rauschen sie groß geworden ist.



Nachdruck verboten, ebenso jegliche Nachbildung der abgebildeten Gegenstände, welche geistlich geschützt sind.

**Smyrna-Technik.** — Es ist eine bekannte Thatsache, daß es unmöglich ist, zwei vollkommen gleiche, echt orientalische Teppiche zu finden, aber es dürfte nicht allen unseren Leserinnen aufgefallen sein, daß auch ein und derselbe Teppich nicht in allen seinen Theilen vollkommene Gleichheit in Bezug auf Farben-Vertheilung zeigt, trotzdem sein Dessin den Eindruck vollständigster Symmetrie, — nicht nur in Bezug auf Zeichnung, sondern auch in Hinsicht der Farbengebung, — zur Schau trägt. Zur Lösung dieses Geheimnisses glauben wir im Morgenlande einen so einfachen Schlüssel gefunden zu haben, daß er geeignet ist, jeder Frau ein neues Feld der Thätigkeit mit längst gewohnten Mitteln zu erschließen und einer wohlbekannten Bethätigung einen neuen Reiz abzugewinnen.

Betrachten wir nämlich ersten Blickes die Zeichnungen der orientalischen Teppich-Arbeit, so wird es uns trotz der großen Mannigfaltigkeit der angewendeten Formen doch nicht schwer werden, sie alle als einem System angehörig zu erkennen. Gewiß lassen sie sich zunächst auf eine bloße Rahmen- (Vordüren-) und Felder-Eintheilung zurückführen, in welche dann im freien Spiel der Phantasie allerlei kleine, regelmäßige, vier- bis achteckige Figuren, welche wieder dieselbe Felder-Eintheilung zeigen, eingestreut werden. Nur bei den dem Persischen verwandten Mustern, geht der das Dessin schaffende Künstler weiter und setzt noch Thier- und Blumenformen hinzu, die aber in ihren Formen fest an der geraden Linie haften bleiben.

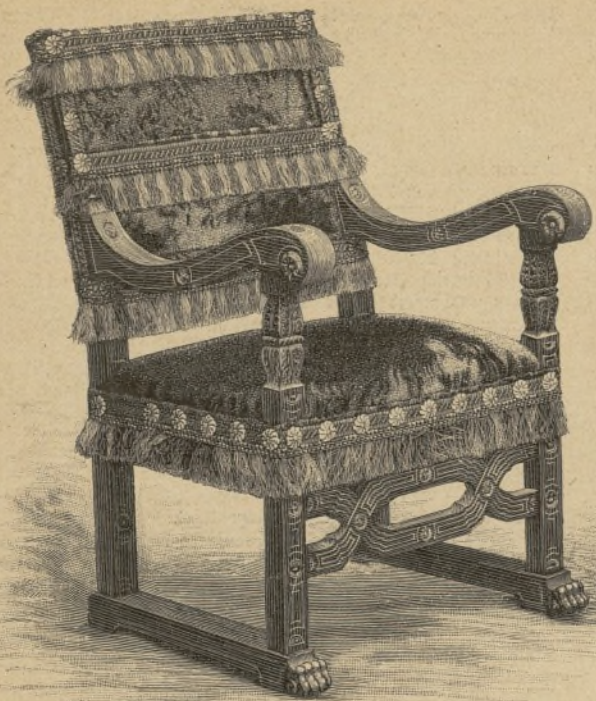
Beim Festhalten an dem hier erwähnten und gewiß sehr einfachen System der Zeichnung entsteht im Rahmen der ganzen Decke eine symmetrische Eintheilung, und diese macht es unmöglich, daß bei der weiteren Ausschmückung die einmal festgesetzte Ordnung wieder verloren gehe.

Und ganz so wie an der Zeichnung erkennen wir dies grundlegende Princip in der Farbengebung. Jedes Feld, jeder Rahmen erhält eine einzige Farbe, und zwar so, daß diese zu ihrer Nachbarin sich vollständig in Gegensatz stellt, nie eine Nuance zu ihr bildet; wir werden also nie schattirte Formen finden. Dieses Princip tritt besonders deutlich dadurch hervor, daß die Grundlinien des Dessins fast ausschließlich in Schwarz, selten in Weiß oder einer anderen Farbe durch das ganze Klein-Muster gezogen sind, und daß die einzelnen farbigen Felder sämmtlich schwarz gerändert erscheinen.

Berücksichtigt man noch, daß es vorzüglich die sogenannten einfachen Farben, roth, blau, gelb, grün, weiß und schwarz sind, welche in Anwendung kommen, und daß dieselben, in welcher Ordnung immer neben einander gestellt, sich in ihrer Lichtwirkung nie beeinträchtigen, so ist es ganz begreiflich, daß selbst der Farbenunkundige hier einen auffallenden Fehler in der Farbengebung gar nicht machen kann. Des Weiteren geht aber daraus hervor, daß es auch für Jedermann ein Leichtes sein muß, solche Muster sich selbst herzustellen, somit die Möglichkeit geboten ist, sich von dem schablonenhaft Hergebrachten zu emancipiren und seiner eigenen Individualität Rechnung zu tragen.

Zu diesem Zwecke wird man bloß nöthig haben, den Canवास mit schwarzen Fäden in Rahmen zu theilen, diese durch kleine, vielleicht drei bis vier Kreuz umfassende Streifen zu trennen und das übrig bleibende Mittelfeld entweder als Spiegel einfarbig zu lassen, oder in dasselbe eine ebenfalls geradlinige Mittelfigur oder symmetrisch vertheilte Blumen-Motive zu setzen. Sind für das ganze Teppichmuster die Grundlinien der Rahmen und Felder, und nur diese, in Schwarz vorgezogen, so ist damit auch schon Alles gethan, was als bindende Richtschnur für die Weiterarbeit zu gelten hat. In dieses contou-





Armsessel

in Eichenholz mit kupferfarbenem Seidenplätzchen-Überzug, entworfen und ausgeführt von Otto Fröhlich, Meister für Kunstgewerbe in München.

virte Netz hat die Knüpferei in ganz freier Wahl ihre farbigen Fäden zu knüpfen und auf nichts weiter zu achten, als daß der Grundton der Rahmen und Felder in den ihnen einmal zugewiesenen Farben consequent durchgeführt werde.

Das Knüpfen geschieht reihenweise am leichtesten, denn so oft die fleißige Hand an die schwarz bezeichnete Grenze gelangt, zeigt ja das Muster selbst, ob es sich um ein eingestrichenes Detail oder den Grundton des Hauptfeldes handelt. Bei den in die Bordüren eingestreuten Dessin-Formen kann sogar vom Grundprinzip der Farbengebung abgewichen, und es können selbst Schattierungen einer und derselben Farbe angewendet werden, ohne daß man eine Störung in der Gesamtwirkung zu fürchten braucht; ja, man erreicht oft durch Fehler in dieser Richtung geradezu reizende Zufälligkeiten.

Handelt man in dieser Art die Smyrna-Technik, so wird sie, wie das Knüpfen eines Blumenstraußes, eine stets anregende, das Gemüth erfrischende, die Schaffenslust reizende Beschäftigung sein, und selbst wenn sie zur Leidenschaft wird, — und sie kann es werden! — übt sie doch immer einen geistig fördernden Einfluß auf den Arbeitenden aus. Berücksichtigt man aber noch, daß die durch Smyrna-Technik hervorgebrachten Kissen an Weichheit und Dauerhaftigkeit, die Teppiche da-

gegen an Warmhaltung und Annehmlichkeit Alles überbieten, was mit ihnen in dieser Hinsicht concurren will, so glauben wir nicht zu viel zu sagen, wenn wir dieser Technik eine neue Aera erblicken sehen, — sobald nur einmal das Licht, das sie aus dem Osten mitgebracht, auch dem Westen in voller Klarheit und Wärme aufgegangen ist!

Das Einzige, was vielleicht manche Leserin gegen diese Arbeiten einwenden könnte, wäre die Kostspieligkeit derselben in Folge des Mehrverbrauches von Material. Allein auch dieser Einwand hat nur scheinbar eine Berechtigung, denn die Wolle zu einer regelrechten Dorba oder Efelstasche, also zu einem gewiß schon großen Kissen, stellt sich nicht höher als auf vier Mark, selbst wenn man ein Wickelholz von acht Centimeter Umfang nimmt, also eine Fadenlänge, die ungemein leicht zu knüpfen ist. Bei einer Arbeitszeit von sechzehn Stunden ergibt sich somit für jede Stunde ein Materialverbrauch von fünfundsiebenzig Pfennigen, und da kann wohl, mit Rücksicht auf die praktische, angenehme, das Heim verschönernde Verwendung der Arbeiten, von einer allzu großen Kostspieligkeit nicht gesprochen werden. Dazu kommt noch, daß solche nur in Schwarz vorgezogenen Arbeiten selbst von halberwachsenen Kindern ausgeführt werden können. Der schaffensgierigen Kindesseele eröffnet sich damit ein Gebiet ästhetisch bildender und Erfolg versprechender Betätigung, und es können dadurch die kleinen Töchterchen in die Lage versetzt werden, ihre sie verzehrenden Väter und Onkels in liebenswürdiger Revanche selbst durch Verwöhnung und Verweichlichung zu verzehren, — somit auch einem Herzensbedürfnis der Frauenseele Rechnung zu tragen.

C. Zechner.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

### Speisezetteln für die kaiserliche Tafel im Schlosse zu Berlin, am Neujahrstage 1889.

Frische Austern.

Kraftbrühe mit grünem Spargel.

Kästchen mit Parmesan-Auflauf.

Lachsfilets mit bearner Sauce.

Kindstunde mit Madeira.

Rehschnitte mit Kastanienmus.

Sooleier der Salzburger Bräuerkaser.

Französische Hühner, Salat, eingemachte Früchte.

Gemeiner Kuchen mit Pflaumen.

Käseschnitte.

Recept 1351.

Recept 1352.

Recept 1353.

Recept 1354.

Am diesjährigen Neujahrstage war es das erste Mal, daß ein für die kaiserliche Tafel bestimmter Speisezettel, abweichend von der bisherigen Sitte, mit deutscher Benennung der Speisen erschien. Mit dem Worte „Sauce“ allein vermochte man noch nicht zu brechen, das alte deutsche „Tunke“ klingt unseren Ohren gar zu ungewohnt. Dem guten Beispiele folgend, wollen auch wir uns von nun an bemühen, möglichst alle Fremdwörter zu vermeiden, die sich gerade in den der Küche eigenen Ausdrücken fast ausnahmslos eingebürgert hatten.

**1351. Kästchen mit Parmesan-Auflauf.** In 1/2 Liter Milch quirlt man zwei Eßlöffel Mehl klar, zerläßt in einer Casserole einen Löffel guter Butter, giebt die Milch hinzu und bringt sie unter beständigem Rühren zum Kochen. Nun zieht man die Casserole vom Feuer, giebt 4 Eier und 70 Gramm geriebenen Parmesankäse in die Masse, füllt diese in kleine Papierkästen und bäckt sie in mäßig heißem Ofen etwa eine Viertelstunde. — Wir wollen bei Angabe dieses „Zwischengerichtes“ nicht verschließen, darauf aufmerksam zu machen, daß in neuester Zeit allerliebste Geschirre aufgetaucht sind, die sich an Stelle der Papierkästen zum Anrichten ähnlicher Speisen sehr empfehlen. Abgesehen von den zu dem beliebten Meißner Zwiebelmuster passenden Porzellan-Tiegelchen, giebt es auch ähnliche kleine, einfache Fayence-Käpfchen und eben solche von Nickel, die sehr hübsch sind.

**1352. Rehschnitte mit Kastanienmus.** Man benutzt zur Herstellung dieser Schüssel meist den Rehrücken, dessen beide Fleischmuskeln in einem Stücke vom Knochen gelöst, in schräge, etwa 1 Cent. dicke Scheiben geschnitten, leicht geklopft, gesalzen, und mit einem seitwärts eingestekten, abgeputzten Rippenknochen, ähnlich wie eine Cotelette, versehen werden. Verwendet man eine Rehschule, — die aber von einem jungen Thiere sein muß, — so löst man die Muskeln einzeln aus, häutet sie und bereitet sie in gleicher Weise vor. Den Abfall des Fleisches kocht man, nebst den Knochen und Wurzelwerk, zu einer kurzen Brühe ein, läßt diese durch ein Sieb und rührt sie mit einem Löffel Schmirnöl, einem Glase Rothwein, einem Glase Madeira, etwas Cayenne-Pfeffer und ein wenig Zucker zu einer feintigen Sauce, der man noch einige in Scheiben geschnittene Trüffeln hinzufügen kann. Die Rehschnitte selbst brätet man in höchstens zwei Minuten auf beiden Seiten in Butter säftig gar, schichtet sie in der Mitte einer länglichen Schüssel, — eine Schnitt zu Hälfte auf der anderen liegend, — auf, giebt die Bratbutter zu der fertigen Sauce und füllt sie über das Fleisch. Das zu beiden Seiten angerichtete Kastanienmus bereitet man von 1 Kilo Kastanien, von denen man eine jede an der Spitze mit einem Kreuzschnitt einkerbt und sie so lange in kochendem Wasser liegen läßt, bis die Schalen sich ablösen lassen. Mit etwas Fleischbrühe, Salz und Zucker weich gekocht, streicht man sie durch ein feines Sieb, giebt einen Theelöffel Fleisch-Extract, ein Stück Butter, etwas Brühe oder auch Zahne hinzu, läßt das Mus unter beständigem Rühren auf dem Feuer heiß werden, streicht es, — auf die Schüssel gefüllt, — mit einem Messer glatt, und verzert es durch Einkerbungen mit denselben.

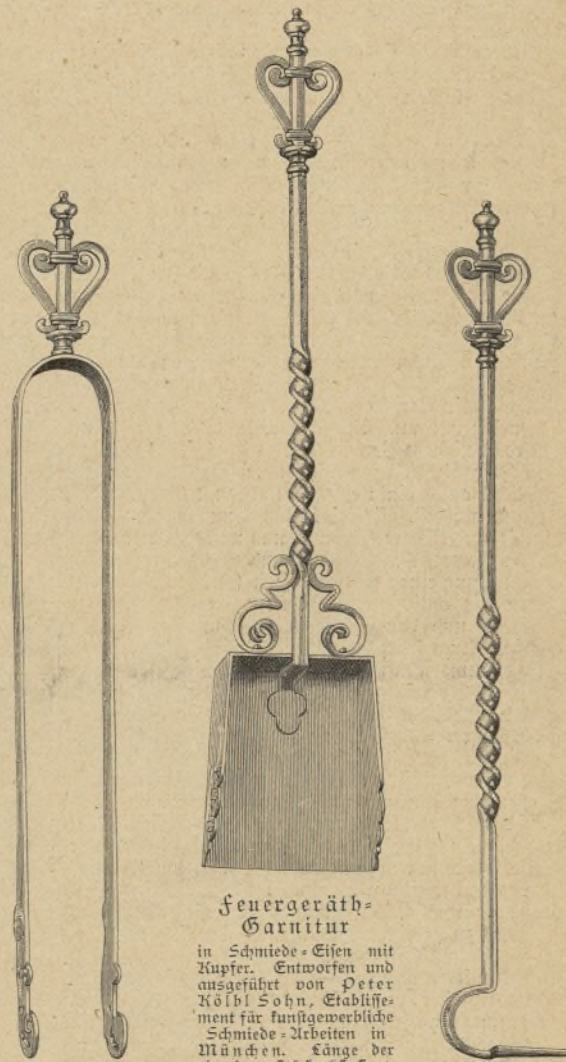
**1353. Gemeiner Kuchen.** 200 Gramm Butter werden mit 6 gelben und 2 ganzen Eiern, 200 Gramm Zucker, der abgeriebenen Schale einer Citrone schaumig gerührt, dann mit 125 Gramm gehäuteten, feingestoßenen, süßen Mandeln, 200 Gramm Mehl und einem Löffel Rum vermischt. Auf einem Backblech zu einer etwa halbfingerdicken Platte ausgestrichen, umgiebt man den Teig, um ein Auseinanderlaufen desselben zu vermeiden, mit einem starken

Papierstreifen, dessen Enden mit ein wenig Mehlkleister zusammengeklebt werden. Hat der Kuchen, bei mäßiger Ofenhitze, eine schöne, hellgelbe Farbe bekommen, so nimmt man ihn heraus, schneidet ihn in kleine, länglich viereckige Stücke oder sticht ihn mit einem halbmondförmigen Blech-Ausstecher aus. Erkalte, werden die einzelnen Stücke mit einer schmelzenden oder auch Eiweiß-Glasur bestrichen, wie solche bereits wiederholt angegeben wurden, und müssen so trocknen, können dann aber nach Belieben mit eingemachten Früchten verzert werden.

**1354. Käseschnitte.** An Stelle der in den letzten Jahren sich allgemeiner Beliebtheit erfreuenden gemischten Schüsseln mit Käse, Brod &c. bietet man seinen Gästen neuerdings fertig bereitete Schnittchen, zu denen man englisches, einen Tag altes Weißbrod, Pumpernickel und die verschiedensten Käse-Arten verwendet. Brod und Pumpernickel werden in ganz feine, gleichmäßig große Scheiben geschnitten, mit Butter bestrichen und mit Käse belegt. Eine jede Schnittche besteht aus zwei Weißbrodstücken, in deren Mitte Pumpernickel und zwei Lagen Käse liegen. Die obere Seite wird dick mit Butter gestrichen und mit einem Messer gleichmäßig kreuzweise eingekerbt.

**Cheese toasts.** Man reibe 100 Gramm Gloucester Käse, vermische ihn mit 2 Eidottern, 150 Gramm fein geriebenem Weißbrod, 100 Gramm Butter und rühre ihn mit einem kleinen Theelöffel englischen Senf, etwas Cayenne und Salz tüchtig durch. Mit dieser Masse bestreiche man nun feingehackte und geröstete Brodstücke ziemlich dick, stelle sie, — bedeckt, — in den Bratofen, bis sie heiß sind; dann entferne man den Deckel, lasse sie schön goldbraun werden und gebe sie so heiß als möglich auf den Tisch.

G. K.



Feuergeräth-Garnitur

in Schmiede-Eisen mit Kupfer. Entworfen und ausgeführt von Peter Köhl Sohn, Etablissements für kunstgewerbliche Schmiede-Arbeiten in München. Länge der einzelnen Stücke 65 Cent.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

### Fragen.

**Wohnsitz.** — Eine Familie der besseren Stände wünscht ihren Wohnsitz zu verändern. Welche Stadt ist zu empfehlen in Bezug auf windgeschützte Lage, schönen Sommer und nicht zu theure Lebensmittel- und Wohnungspreise? Gynmasium muß im Orte sein.

Abonnet in G.

### Antworten.

(Auf die betreffenden Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)

**Farbengeruch bunter Kattungardinen (XV, 160).** — Nach meiner Erfahrung verliert sich der Farbengeruch bunter Kattungardinen bald. Ich empfand vor einiger Zeit denselben Uebelstand und suchte mir nur durch fleißiges Lüften und im Anfang einige Mal durch Zerstäuben von Kiefernadel-Waldluft Abhilfe zu schaffen.

Franz Elisabeth in G.

**Eingemachte Früchte (16).** — Vielleicht ist die Gährung durch die Beschaffenheit der Früchte oder des Zuckers, vielleicht auch durch den Standort des Eingemachten hervorgerufen worden. Doch läßt sich der Schaden meist bald wieder gut machen. Durch einen neuen reichlichen Zusatz von Zucker und etwas Franzbranntwein, sowie durch fleißiges Umschütteln oder vorsichtiges Umrühren mit einem neuen Holzlöffel wird die eingetretene Gährung wohl schnell beseitigt werden. Mir wenigstens ist in Rum oder Franzbranntwein eingemachtes „russisches Compot“ nie verborben.

B. G. in Stralsund.

Zu dieser Nummer gehört ein Beiblatt, ein farbiges Musterblatt für künstlerische Handarbeiten, sowie für die Abonnenten der Großen Ausgabe ein Modenbild.



Italienischer Spinnwagen und Spindel

mit Holzschnecke und gemalten Sprüchen. Ausgeführt von G. Wunder in Berlin N. Einteiler. 127.